

Expertise zu Bedarfen, Potentialen und Handlungsempfehlungen in der Jugendarbeit und der Jugendbildung

von Esther Baumgärtner

Expertise zu Bedarfen, Potentialen und Handlungsempfehlungen in der Jugendarbeit und der Jugendbildung.

Esther Baumgärtner



Vor dem Hintergrund der Erstellung eines
lokalen Aktionsplans im Rahmen des Bundesprogramms „VIELFALT TUT
GUT. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie“

Mannheim, November 2010, 2. überarbeitete Version Februar 2011

Fotos, Lektorat und Gestaltung: Esther Baumgärtner

Inhalt

Dankeschön	4
Einleitung	
<hr/>	
Vielfalt in der Stadt	5
Hintergrund	6
Zielsetzung	8
Interviews und Sample	9
1. Ergebnisse der Experteninterviews	
<hr/>	
Abgrenzung und Solidarität als Gruppenprozesse	11
Identitätsperformanz	13
Geschlechterdifferenzen	14
Der Stellvertreter-Effekt	17
Pluralisierung von Lebensstilen innerhalb ethnischer Gruppen	18
Vorbilder	19
Latente Ideologien	20
Strategien	22
Kurzfristige Strategien	22
Langfristige Strategien	22
Mitbestimmung	23
2. Handlungsfelder	
<hr/>	
Überblick	24
Zielgruppe: Mehrheitsgesellschaft	24
Mehrheitsgesellschaft in der Pflicht	24
Zielgruppe: Institutionen	25
Ressourcen durch Vielfalt	25
Weiterführung bestehender Konzepte	26
Netzwerke	26
Mentoren	27
Zielgruppe: Eltern	28
Vertrauen schaffen	28
Zielgruppe: Jugend	28
Beteiligung	28
Identitätskonzepte	29
Interreligiöse Angebote	30
Sichtbarkeit	30
3. Ausblick	
<hr/>	
Fazit	32
Literatur	33

Dankeschön

Besonderer Dank gilt natürlich allen befragten Experten aus der interkulturellen Jugend-, Medien- und Kulturarbeit für die aufgebrauchte Zeit und natürlich für die interessanten Gespräche.

Dank auch an die beteiligten Institutionen, dazu gehören der Stadtjugendring e.V., die jüdische Gemeinde Mannheim, die Humboldt-Realschule, die Justus-von-Liebig-Schule, das Polizeipräsidium Mannheim, PLUS. Psychologische Lesben- und Schwulenberatung Rhein-Neckar e.V., der Verband deutscher Sinti und Roma Baden-Württemberg e.V., die Abteilung Jugendförderung der Stadt Mannheim, der Sportkreis Mannheim e.V. und das Bündnis Mannheim gegen Rechts.

Des Weiteren möchte ich Herrn Hotz vom Fachbereich Kinder, Jugend und Familie und Herrn Preißler, dem Beauftragten für Integration und Migration, für ihre Unterstützung danken.

Einleitung

Vielfalt in der Stadt

Eine Stadt, insbesondere wenn sie wie Mannheim mit seinen „144 Quadraten und 150 Nationen“¹ durch Migration² geprägt ist, ist immer ein komplexes Forschungs- und Handlungsfeld. Das ‚Fremde‘³ und damit auch die soziale, kulturelle oder ethnische Vielfalt der Lebensstilisierungen prägten bereits historische Städte. Denn **die Stadt ist ein Ort der relativen Fremdheit**. Das ‚Fremde‘ bestimmt damit auch den Habitus der Städte (vgl. Lindner 2003) und ermöglicht durch Toleranz, aber auch durch Anonymität die Ausbildung von Heterogenität und Vielfalt. Durch Prozesse der Individualisierung und damit verbundenen Differenzierungen von Lebensstilen hat sich diese Bedeutung von Städten noch weiter ausgeprägt.

Gleichzeitig entsteht durch die Konfrontation mit ‚fremden‘ Lebensstilen auch eine gewisse Abwehr. Denn alles ‚Fremde‘ ist auch eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbstbild. Es kann exotisch, zugleich aber auch beängstigend sein. Insofern finden sich neben öffentlichen Räumen, die gerade durch Vielfalt gekennzeichnet sind, auch Konstruktionen mehr oder minder privater Räume in der Stadt. Solche **privaten Räume in der Stadt** können nicht nur, wie in der Theorie der sozialen oder ethnischen Segregation (vgl. Dangschat 2000, Friedrichs 2000) durch die räumliche Trennung in einzelne Nachbarschaften und Stadtgebiete gekennzeichnet sein, sondern auch durch die Aneignung spezifischer Räume in einzelnen Stadtgebieten (vgl. Baumgärtner 2009a). Insofern wird das ‚Fremde‘ auch immer wieder durch freiwillige und unfreiwillige Segregation verortet und der Kontakt mit Fremdheit kann nur über einen Wechsel „zwischen Räumen“ erfolgen (Wehrheim 2009: 33).

Die **Definitionsmacht über Räume** wird dabei durch bewusstes, aber auch unbewusstes ausgrenzendes Verhalten beansprucht. Wird ein Raum als ‚besetzt‘ durch eine Gruppe mit ‚fremden‘ sozio-kulturellen Praxen verstanden, ziehen sich einzelne Personen zurück oder es kommt zu latenten oder offenen Konflikten zwischen Gruppen mit differenten sozio-kulturellen Praxen. Gerade bei Jugendlichen können sich diese Aneignungen bereits auf sehr kleine Räume beziehen: beispielsweise Bushaltestellen oder Spielplätze als informelle Treffpunkte, Jugendtreffs oder einzelne Ecken auf dem Schulhof. Durch diese Aneignungen versuchen Jugendliche sich im Stadtraum zu positionieren, etablierte Raumanneignungen zu wahren oder aber diese zu hinterfragen und die Verteilung der Räume somit neu zu mischen. Insbesondere dort, wo der Aktions- und Handlungs-

¹ Vgl. <http://www.mannheim.de/buerger-sein/144-quadrate-und-150-nationen-zwischen-rhein-und-neckar> (letzter Aufruf 27.01.2011).

² Zum 31.12.2009 hatte Mannheim einen Migrantanteil von 37,53%.

³ Das ‚Fremde‘ ist hier immer nur in Relation zum ‚Eigenen‘ zu verstehen. Ich ziehe den Ausdruck des ‚Fremden‘ hier vor, da die Konstruktion und Essentialisierung des ‚Anderen‘ als Projektionsfläche eigener Wünsche und Ängste stark von Gender-Debatten und Postkolonialismus beeinflusst wurden. Erfahrungen mit dem ‚Fremden‘ sind meiner Ansicht nach aber auch eine Frage von sozialer Herkunft und entsprechendem Habitus und nicht notwendigerweise auf inter-ethnische Interaktionen begrenzt.

spielraum durch finanzielle Defizite, ‚fremde‘ Sprach- oder Sozialkompetenzen und daraus resultierende Zugangsprobleme zu Bildungseinrichtungen, Ressourcen der Zivilgesellschaft und letztlich zum Arbeitsmarkt gekennzeichnet ist, werden Räume besonders umkämpft.

Diese Prozesse sind durchaus komplex und können im Einzelnen nur in einer multi-ethnischen Studie – beispielsweise im Rahmen einer ethnographischen Untersuchung mit teilnehmender Beobachtung und Einzel- beziehungsweise Gruppeninterviews mit Jugendlichen – erfasst werden. Im Rahmen der Vorgaben für diese Expertise ist dies leider zeitlich nicht möglich. Vielmehr soll in Hinblick auf Vorarbeiten für den Aktionsplan und der Antragstellung beim Bundesprogramm „Vielfalt tut gut. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie“ zunächst einmal ein **möglichst umfassendes Bild der aktuellen Thematiken** in diesem Bereich in Mannheim gezeichnet werden. Insofern wurden in dieser Expertise verschiedene Experten⁴ in qualitativen Gesprächen befragt. Hierbei wurde ein offener Zugang zum Thema gewählt, um die Vielfalt jugendlicher Praxen nicht vorzeitig auf bestimmte Themengebiete, wie beispielsweise interethnische Interaktionen festzuschreiben.

Befragt wurden insgesamt 14 **Experten**⁵, von denen viele hauptberuflich mit Jugendlichen arbeiten und an verschiedenen Einrichtungen (Schulen, Jugendtreffs) für Jugendliche tätig sind. Außerdem wurden Experten aus Verbänden und Initiativen interviewt, die im Rahmen ihrer Tätigkeit Projekte für Jugendliche vornehmen (beispielsweise aus Bereichen wie Sport, Erinnerungsarbeit oder Minderheitenpolitik). Hierbei sollte ein möglichst breiter Zugang zur Themenvielfalt in der Stadt Mannheim gewährleistet werden. Neben dem Schwerpunkt Jugendliche wurde auch versucht, die Situation von Migrantinnen näher in den Blick zu nehmen, weshalb auch eine Dozentin für Integrationskurse befragt wurde. Der zentrale Gedanke bestand allerdings darin, die aktuellen Praxen in Bezug auf Toleranz unter differenten Jugendgruppen und ihre Beteiligungsmöglichkeiten an für sie relevanten Entscheidungen zu erfassen.

Hintergrund

Das Bundesprogramm „Vielfalt tut gut. Jugend für Vielfalt, Toleranz und Demokratie“ knüpft an das 2006 ausgelaufene Programm „Jugend für Toleranz und Demokratie. Gegen Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus“ an. Zu den weiterhin zentralen Themen Toleranz und Demokratie vor dem Hintergrund von Rechtsextremismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus wurde bereits im Titel der Begriff der **Vielfalt**

⁴ Aus Gründen der Lesbarkeit verwende ich die männliche Form, sofern nicht gesondert gekennzeichnet sind damit immer beide Geschlechter gemeint.

⁵ Die von Wroblenski und Leitner (2009) thematisierte „*Stakeholder*-Problematik“, dass das besondere Interesse von Experten an den Untersuchungsergebnissen in Evaluationsprozessen zu Verzerrungen führen kann, beziehungsweise das Auskunftverhalten beeinflusst, lässt sich wahrscheinlich nie ganz in den Griff bekommen. Die Mischung von hauptamtlichen, ehrenamtlichen und selbstständigen Experten und die allgemeine Formulierung der Leitfadenfragen zum Thema Toleranz und Mitbestimmung bei Jugendlichen in Mannheim, sollte diese Problematik aber weitgehend minimieren.

eingefügt. Das Auftreten neuer Begrifflichkeiten wie Vielfalt beziehungsweise *diversity* in einer Vielzahl von Projekten ist laut Vertovec und Wessendorf (2009: 27, Übersetzung E.B.) der Idee geschuldet, „kulturelle Unterschiede als individuelle Eigenschaft zu sehen“ anstatt ethnische Gruppen als „geschlossene Kollektive“ zu betrachten. Insofern ersetzen Ansätze der Vielfalt mittlerweile den Begriff der Multikulturalität. Dies ist sicherlich im Zusammenhang mit einer zunehmenden Kritik an multikulturellen Ansätzen bei einer gleichzeitigen Betonung von Integration im Rahmen von Debatten um Parallelgesellschaften zu sehen.

Der große Vorteil, den der Begriff der Vielfalt bietet, kommt allerdings erst dann zum Tragen, wenn wir ihn auch tatsächlich aus der „Ethno-Ecke“ (Baumgärtner 2009b) herausmanövrieren, also die **Vielfalt der Identitäten, Lebensstile und Lebenswelten** sowohl von Nicht-Migranten als auch von Migranten⁶ in den Blick nehmen. Die von Thilo Sarrazin angestoßene Debatte, welche scheinbar zeitverzögert zu anderen europäischen Ländern nochmals an die typischen Strategien eines „new realism“ (Prins/Slijper 2002, zitiert nach Vertovec/Wessendorf 2009)⁷ gemahnt, macht deutlich, dass die Forderungen nach Integration auch stark an soziale und religiöse Diskurse geknüpft werden. Auch die von der GEW bereits 2009⁸ diskutierte und in den letzten Wochen von Medien und Politik wieder aufgegriffene Thematik der sogenannten „Deutschenfeindlichkeit“ zeigt, dass zwischen dem Postulat des Einwanderungslandes Deutschland und der tatsächlichen Akzeptanz von Vielfalt noch ein weiter Weg zurück gelegt werden muss.

Dennoch muss deutlich gesagt werden, dass es sich bei der sogenannten Deutschenfeindlichkeit für die betroffenen deutschen Jugendlichen zwar um eine äußerst schlimme persönliche Erfahrung handeln kann, diese aber eine völlig andere Qualität aufweist als **strukturelle Diskriminierungen** von Migranten und Minderheiten, wie sie in aktuellen Studien, beispielsweise Kaas und Manger (2010) für türkische Bewerber auf dem deutschen Arbeitsmarkt und die European Union Agency for Fundamental Rights (2009) in Bezug auf Minderheiten und Migranten für die gesamte EU feststellen. Gerade vor dem Hintergrund dieser Debatten ist es allerdings wichtig, soweit wie möglich einen tatsächlichen Einblick in die Vielfalt des lokalen Alltags zu bekommen.

⁶ Unter Migrant verstehe ich nicht unbedingt Migranten der ersten Generation, sondern auch Jugendliche mit einem Migrationshintergrund. Letztlich muss der Begriff der Migration im Rahmen dieser Expertise ein vereinfachter sein, da die Jugendlichen nicht selbst zu ihrer Herkunft befragt wurden.

⁷ Insbesondere die Selbsterkennung als ‚Deutscher‘, der sich im Interesse ‚seines‘ Landes nicht scheut, den Finger in scheinbar offensichtliche Wunden zu legen, erinnert an die Merkmale des ‚new realism‘. Dessen Verfechter sehen sich als gekennzeichnet durch den ‚Mut, Tabus anzugehen, das Stillschweigen zu brechen, mit ‚Mumm‘ zu intervenieren und die Wahrheit zu sagen, wo gesellschaftliche Missstände durch einen (linken) Konsens der politischen Korrektheit verdeckt werden.“ (Vertovec/Wessendorf 2009, Übersetzung E.B.)

⁸ <http://gew-berlin.de/blz/19635.htm> (letzter Aufruf 27.01.2011).

Zielsetzung

Grundsätzlicher Ansatz war in einem ersten Schritt den Stellenwert von Toleranz bei Jugendlichen zu erfassen. In quantitativen Studien werden dazu oftmals spezifische Konstruktionen von Fremdheit verwendet.⁹ Diese lassen es aber letztlich nicht ohne weiteres zu, unterschiedliche Aspekte „**gruppenspezifischer Menschenfeindlichkeit**“ (Heitmeyer et al. 2002-2010), beispielsweise Fremdenfeindlichkeit von Islamophobie, zu differenzieren. Weitere Aspekte wie Rassismus, Antisemitismus, Homophobie, Sexismus, Rechts extremismus, Ablehnung von Obdachlosen und Langzeitarbeitslosen sind in diesen Begriff einbezogen. Doch selbst bei einem differenzierten Zugang mit einer analytischen Identifikation der vielfältigen Formen „gruppenspezifischer Menschenfeindlichkeit“, können bestimmte Themenkomplexe außen vor bleiben, wie beispielsweise Phänomene des Antiziganismus, die von Heitmeyer nicht konzeptualisiert werden.

Insofern bietet ein **qualitativer Zugang** mit einer weitgehend offenen Fragestellung ohne Vorgabe von Kategorien der Ausgrenzung ein probates Mittel, um zu ermitteln, entlang welcher sozio-kultureller Grenzen und Linien sich Ausgrenzungen und Konflikte entfalten. Hierdurch wird außerdem ermöglicht, nicht nur ein Stimmungsbild, sondern lokal relevante Problemstellungen und ihre Komplexität zu erfassen. Tatsächlich brachte diese Vorgehensweise eine gewisse Vielfalt der Aussagen über Identitätspolitiken Jugendlicher zu Tage. Dennoch wurden ethnische Kategorien im überwiegenden Teil der Interviews von den befragten Experten zur Sprache gebracht.

Inwiefern darin bereits ethnisierende **Zuschreibungen** zum Ausdruck kommen können, ist im Rahmen der durchgeführten Analyse nur unzureichend erkennbar. Auffallend ist, dass türkische Migranten nahezu in allen Einrichtungen Erwähnung finden, während andere Gruppen eher in einzelnen Gesprächen vorkommen. Als größte migrantische Gruppe kommt Jugendlichen türkischer Herkunft sicherlich schon auf Grund der Häufigkeit des Kontakts eine gesonderte Bedeutung zu. Unklar ist, inwieweit türkische Migranten als different von anderen ethnischen Gruppen bereits im Vorfeld kategorisiert und mit spezifischen Vorstellungen, wie beispielsweise Unterstützungsbedürftigkeit, Geschlechterdifferenzen oder (mangelnder) Integrationsbereitschaft, auch vor dem Hintergrund flottierender öffentlicher Diskurse verbunden werden, beziehungsweise inwieweit im Interview dieses Diskursen entgegen gewirkt werden soll.

Um der Thematik des Rahmenprogramms, welches neben Vielfalt und Toleranz auch den Aspekt der Demokratie umfasst, gerecht zu werden, wurde in einem zweiten Schritt das institutionseigene Instrumentarium der **Mitbestimmung** analysiert, um daraus zunächst einmal die Möglichkeiten der demokratischen Teilhabe Jugendlicher zu erfassen. Wobei es hierbei insbesondere festzustellen galt, inwiefern Jugendliche aus bildungs-

⁹ So fragte die 16. Shell Jugendstudie (2010: 158f) beispielsweise „Vorbehalte gegenüber gesellschaftlichen Gruppen“ über die Frage ab, neben welchen Nachbarn Jugendliche nicht gerne wohnen möchten. Mögliche Antworten waren beispielsweise „Türkische Familie“, „Aussiedlerfamilie aus Russland“, „Altes Rentnerhepaar“, „Deutsche Familie mit Sozialhilfe“ oder aber „Homosexuelles Paar“.

fernen Schichten an Möglichkeiten der demokratischen Mitbestimmung herangeführt werden können, beziehungsweise welche Angebote zur Teilhabe am erfolgversprechendsten sind.

Interviews und Sample

Auf Grund des breit gefächerten institutionellen Hintergrunds der Experten wurde zu Beginn des Interviews der entsprechende Kontext zur Jugendarbeit geklärt und gegebenenfalls der Interviewleitfaden um spezifische fachliche Fragen ergänzt. Um die Relevanz von Toleranz unter Jugendlichen zu erfassen wurde in den Interviews allgemein nach Prozessen der Ausgrenzung beziehungsweise nach dauerhaften Konflikten unter Jugendlichen gefragt, ohne hier bereits in der Fragestellung auf ethnische oder soziale Bezüge zu rekurrieren. Außerdem wurde jeweils um ein „typisches“ Fallbeispiel gebeten, um einen tatsächlichen Eindruck der Häufigkeit und Relevanz von Ausgrenzungen und Konflikten zu erhalten und das Abfragen von möglicherweise deutlich im Gedächtnis der Befragten verhafteten Einzelfällen zu vermeiden. Zudem wurde versucht den Einfluss erwachsener Bezugspersonen, aber auch institutionsübliche Strategien im Umgang mit Ausgrenzungen und Konflikten zu ermitteln. Auch mögliche weitere Handlungsfelder, Bedarfe und Zielgruppen wurden im Interviewleitfaden thematisiert. Für den Aspekt der demokratischen Teilhabe Jugendlicher wurde wiederum nach den institutionseigenen Beteiligungsmöglichkeiten und den damit verbundenen Erfahrungen gefragt.

Über den Zugang zu Experten lassen sich zunächst einmal spezifische Themenkomplexe identifizieren, die für die Lebenswelten Jugendlicher in diesem Zusammenhang relevant sind. Durch ihre **Nähe zur Praxis** sind Experten zudem dazu in der Lage, neuere Strömungen und Entwicklungen und damit eventuelle neue Felder in der Jugendarbeit frühzeitig wahrzunehmen. Gleichzeitig können sie darüber Auskunft geben, welches Mittel es zur Lösung von vorhandenen Konflikten und Problemen bedarf. Diese können dann wiederum zu weiteren wissenschaftlichen oder pädagogischen Handlungsfeldern führen.

Experten haben aber nicht nur einen reflexiven Praxisbezug, sie verfügen auch gleichzeitig über „situiertes Wissen“ (Haraway 1995). Insofern wurde beim *sampling* versucht, einen möglichst breiten Zugang zu finden, der nicht nur die Perspektiven verschiedener jugendspezifischer **Institutionen** (wie Schulen oder Offene Jugendtreffs), sondern auch weiterer Handlungsfelder der Zivilgesellschaft wie Vereine und Verbände ein zu beziehen. Obwohl der Wahrnehmungsbereich der Experten letztlich natürlich primär auf ihre jeweilige Institution reduziert ist, können Experten aus dem Bereich Jugendarbeit und Schule zudem durch nahezu täglich erworbene Eindrücke von Interaktionen unter Jugendlichen erste Hinweise auf spezifische Werthaltungen und latente Ideologien Jugendlicher geben. Außerdem haben sie auch einen Eindruck davon, welche Formen der Partizipation für Jugendliche überhaupt attraktiv sind und angenommen werden. Gleich-

zeitig formen Experten unter Umständen auch den jugendlichen Alltag wesentlich mit, beispielsweise durch Regeln und Normen.¹⁰

Beim *sampling* wurden außerdem verschiedene **Blickwinkel** wie Genderperspektiven, Homosexualität, die Sicht von Personen mit eigenem Migrationshintergrund, von ethnischen beziehungsweise religiösen Minderheiten und die polizeiliche Sichtweise berücksichtigt. Dabei wurden die Experten weitgehend anonymisiert, einzige Ausnahme bilden auf Grund ihrer spezifischen und exponierten Stellung der Vorsitzende des Landesverbandes deutscher Sinti und Roma Baden-Württemberg und der ständige Vertreter des Polizeipräsidenten. Im Laufe der Forschung stellte sich heraus, dass mit dieser Auswahl der Experten die Perspektive von jugendlichen Spätaussiedlern zu wenig berücksichtigt werden konnte, da diese Gruppe in den Interviews eher eine marginale Rolle spielte. Insofern müsste bei einer weiteren Forschung zum Thema dieser Aspekt nochmals gesondert betrachtet werden. Langfristig ist der Stellenwert von Toleranz und Mitbestimmung unter Mannheimer Jugendlichen allerdings im Einzelnen erst dann bestimmbar, wenn Jugendliche selbst zum Ziel von Untersuchungen werden, da bei Experteninterviews immer auch bestimmte Vorinterpretationen einfließen.

¹⁰ Insofern kann das Verhalten Jugendlicher innerhalb beziehungsweise außerhalb von Institutionen stark differieren.

1. Ergebnisse der Experteninterviews

Abgrenzung und Solidarität als Gruppenprozesse

Von den Experten werden unterschiedliche Formen alltäglicher Ausgrenzungen beschrieben, die unter anderem auch das Merkmal ethnischer Ausgrenzungen tragen.¹¹ Dabei versucht eine ethnische Mehrheit (in mehreren befragten Einrichtungen handelt es sich dabei um türkische Jugendliche¹²) andere Gruppen zu dominieren. Eine ‚Deutschenfeindlichkeit‘, wie sie derzeit in der Öffentlichkeit diskutiert wird, wird in dieser Form nicht geäußert. Vielmehr werden Konflikte, die zunächst einmal auf einer persönlichen Ebene eine Rolle spielen, unter Umständen im Verlauf von Auseinandersetzungen ethnisiert. Mit dieser **Ethnisierung von Ausgrenzungen** werden auch eigene Erfahrungen von Diskriminierungen zum Ausdruck gebracht und ein „situativer Machtgewinn“ (Weißköppl 2007: 192) erzielt. Die Position aus der ethnischen Minderheit heraus wird also verkehrt in eine symbolische Demütigung, beispielsweise der Angehörigen der Mehrheitskultur (vgl. dazu auch Tertilt (1996: 32) zum sogenannten Jacken-Tokat¹³).

Diese Prozesse des „situativen Machtgewinns“ richten sich allerdings nach Aussage von befragten Experten nicht allein gegen die Mehrheitsgesellschaft, sondern es handelt sich dabei auch um Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlichen ethnischen Gruppen, teilweise sogar zwischen einzelnen regionalen Gruppen desselben Herkunftslandes. **Diese Ausgrenzungen stellen sich allerdings in unterschiedlichen institutionellen Kontexten sehr unterschiedlich dar.** So werden von einem Experten in der offenen Jugendarbeit zeitweilig Ausgrenzungen von Jugendlichen türkischer Herkunft gegenüber kurdischen Jugendlichen und Sinti/Roma, aber auch Auseinandersetzungen zwischen Jugendlichen aus Nord- und Süditalien beobachtet. Dabei stellt er allerdings auch Allianzen fest, beispielsweise zwischen Jugendlichen türkischer und italienischer Herkunft. Andere Experten beschreiben lediglich, wie dominante Gruppen Minderheiten ausschließen, wobei hier nicht nur Migranten sondern auch Deutsche in spezifischen Kontexten zur Minderheit gehören können. Einige Experten hingegen beobachten ein aktives ausgrenzendes Verhalten unter ethnischen Vorzeichen wiederum überhaupt nicht beziehungsweise nur in Einzelfällen.

Ethnisch konnotierte Konflikte scheinen insofern nicht notwendigerweise dauerhaft verfestigt zu sein, sondern können über Provokationen ihren Ausgang nehmen und zu Auseinandersetzungen führen. Dabei spielen aber auch spezifische Gruppenkonstellati-

¹¹ Auch andere Aspekte wie Bildung oder sozialer Hintergrund spielen dabei eine Rolle. Auf diese werde ich zu einem späteren Zeitpunkt näher eingehen.

¹² Diese Fallbeispiele sind sicherlich als exemplarisch für die Mehrheitsverhältnisse in vielen Jugendhäusern und Schulen zu deuten, insbesondere sofern sie in Stadtgebieten liegen, die eine überdurchschnittliche Anzahl von Migranten aufweisen.

¹³ „Tokat“ heißt im Türkischen ‚Backpfeife‘, hat aber in der Umgangssprache der Jugendlichen einen Bedeutungswandel erfahren. Sie bezeichnen mit ‚Tokat‘ einen Raub, der in direkter Konfrontation mit dem Opfer durchgeführt wird. Der demütigende Aspekt einer Backpfeife ist als Bedeutungskern in diesem Ausdruck erhalten geblieben.“ (Tertilt 1996: 252).

onen eine Rolle, wobei wiederum oftmals einzelne Protagonisten als treibende Kraft identifiziert werden. Verfestigungen solcher Konflikte werden dabei teilweise auch mit Gewalt ausgetragen, wobei sich die Jugendlichen selbst dabei nicht unbedingt ethnisch definieren, sondern auch auf ihren Stadtteil und die **Verteidigung des ‚eigenen Reviers‘** rekurren.¹⁴ Diese Prozesse äußern sich natürlich auch außerhalb institutioneller Strukturen. Der Jugendsachbearbeiter der Polizei für Innenstadt/Jungbusch beschreibt einzelne Fälle von verfestigten Gruppenstrukturen, wie beispielsweise die sogenannten Filsbach-Boys, die vor etwa zwei Jahren gewalttätige und vermutlich ethnisch konnotierte Auseinandersetzungen mit Jugendlichen aus Rheinau/Hochstätt ausgetragen haben. Wobei er betont, dass solche Auseinandersetzungen eher seltener geworden sind und in größeren zeitlichen Abständen auftreten.¹⁵

Ausgrenzungen, bei denen unter anderem ethnische Aspekte eine Rolle spielen, finden sich insbesondere in jenen Institutionen, die durch eine gewisse Größe und damit einhergehend durch eine große Vielfalt ethnischer und sozialer Gruppen gekennzeichnet sind. Je kleiner beziehungsweise homogener die Gruppen und je freiwilliger der Zugang durch differenzierte Angebote im Nahraum, desto seltener treten ethnische Konflikte innerhalb von Institutionen zu Tage. Doch auch in ethnisch heterogenen Einrichtungen entwickeln Jugendliche mit Unterstützung pädagogischer Mitarbeiter **Strategien der interethnischen Solidarität**: Eine Expertin für Mädchenarbeit berichtet beispielsweise von einer „Verschwesterung“ von türkischen und italienischen Mädchen angesichts der Erkenntnis von Gemeinsamkeiten auf Grund von ähnlichen familiären Geschlechterrollenzuschreibungen. Allerdings war dieser Verschwesterung ein ethnisch konnotierter Konflikt vorausgegangen, in dem die dominante türkische Gruppe versuchte, die italienische Gruppe zu verdrängen. Dieses Beispiel zeigt bereits die Komplexität der Konstruktionen von Zugehörigkeit, die auf unterschiedlichen Ebenen durchaus vielfältig ausfallen. Dabei geht es auch um Faktoren der symbolischen Aneignung von Räumen und der Dominanz gegenüber ‚fremden‘ Gruppen, wie immer diese im Einzelnen definiert sein mögen.

¹⁴ Vergleiche dazu auch Beiträge zum Thema ‚Diss‘, also das symbolische Fertigmachen einer anderen Gruppe mit Musikclips auf *YouTube*, wie es beispielsweise zwischen Rheinauern und den „Jungbuscher Jungs“ zum Ausdruck kommt. Hierbei wird eine symbolische Identifikation mit Stadtteilen, auch seitens der Kommentatoren, über Postleitzahlen-Endungen, beispielsweise 219 für Rheinau und 159 für Jungbusch/Innenstadt vorgenommen. Bei dieser Praxis scheinen ethnische Konnotationen zumindest offenkundig keine Rolle zu spielen, auf beiden Seiten scheint es sich um eine Mischung aus Jugendlichen mit türkischem Hintergrund und anderen Minderheiten zu handeln, die hier ihre Auseinandersetzungen in Textform zum Ausdruck bringen. Auch hier sind diese nicht unbedingt als dauerhaft zu verstehen, wie der Verweis auf ein gemeinsames Lied Rheinau/Jungbusch zeigt. Dieses Beispiel verdeutlicht auch, dass neue Medien wie das Internet sowohl zu Ausgrenzungs- als auch zu Solidarisierungsprozessen genutzt werden und hierbei wohl auch in Zukunft eine zentrale Rolle spielen.

¹⁵ Gewalttätige Konflikte infolge von gezielten Provokationen („Was guckst du so blöd?“) werden im Bereich der Innenstadt derzeit häufiger beobachtet. Hierbei suchen sich Jugendliche, oftmals mit Migrationshintergrund, allerdings durchaus in wechselnden Gruppenkonstellationen, insbesondere nachts Passanten als Opfer aus.

Identitätsperformanz

Ethnisch konnotierte Ausgrenzungen können auch bei **ritualisierten Formen der Identitätsperformanz**, wie sie von Weißköppl (2001) beschrieben werden, eine Rolle spielen. Hierbei werden andere Jugendliche beispielsweise durch die Verwendung von cliquenspezifischen Codes ausgegrenzt. Auch die Muttersprache kann als solcher Code fungieren. Inwieweit es sich hierbei eher um ein jugendspezifisches Cliquenverhalten oder tatsächlich um ethnische Ausgrenzungen handelt, wird von den Experten durchaus unterschiedlich eingeschätzt. Dieses zum Teil gegenseitige ‚Anmachen‘ kann allerdings im Verlauf zu Konflikten führen, die einer externen Intervention bedürfen, sofern bestimmte persönliche Grenzen wissentlich oder unwissentlich überschritten werden. So beschreibt eine Expertin aus dem schulischen Bereich, wie das ‚Lästern‘ auf Türkisch hinter dem Rücken einer deutschen Schülerin zu Missverständnissen und langen Diskussionen führte. Gegenseitige Beleidigungen unter Jugendlichen werden von verschiedenen Experten als alltägliches Phänomen beschrieben. Auch ritualisierte Formen der Beleidigungen unter Freunden und Bekannten (vgl. Tertilt 1996), können Auslöser von Konflikten sein. Ein Experte aus der offenen Jugendarbeit berichtet davon, dass es selbst für erfahrene Pädagogen nicht immer leicht ist zu identifizieren, wann eine Situation, die eben noch ein spielerisches Kräfteressen war, in einen ernsten Konflikt umschlägt.

Gleichzeitig ist auch ein jugendkultureller **„Normalisierungsdruck“** (Bublitz 2003) vorhanden: Dabei können beispielsweise ‚fremde‘ Kleidungsstile, aber auch sehr hohe oder sehr schwache schulische Leistungen zu Ausgrenzungen führen, beispielsweise in Beleidigungen wie ‚du Förderschüler‘ oder in Abgrenzung zu Strebern vom ‚Gymi‘, die ein Experte aus der offenen Jugendarbeit beschreibt. Dieser **„Normalisierungsdruck“** zeigt sich auch in der Abwertung von ‚fremden‘ sexuellen Vorlieben. Die gängige Abwertung des ‚Schwul-seins‘ führt nach Einschätzung einer Expertin aus diesem Themenbereich auch dazu, dass homosexuelle Jugendliche ein *outing* in der Schule vermeiden wollen. Auch soziale Aspekte respektive das Einkommen der Eltern haben Einfluss auf jugendliche Praktiken, beispielsweise das ‚Abziehen‘ beziehungsweise ‚Abrippen‘ von Wertgegenständen. Auch hier lässt sich wiederum ein **„situativer Machtgewinn“** erzielen, indem man Jugendliche aus höheren Einkommensschichten zum ‚Opfer‘ macht.

Die befragten Experten äußern in diesem Zusammenhang daher eben nicht nur die ethnische Zugehörigkeit als Komponente, sondern den Zusammenhang zwischen Bildung, sozialem und ökonomischem Hintergrund der Jugendlichen und spezifischen Dynamiken der Gruppenkonstitution. Ein Hauptamtlicher im Bereich der offenen Jugendarbeit betont den Faktor der **„Performanz“** in Zusammenhang mit einem spezifischen Habitus, den er als *„street wise“* bezeichnet. Die Dominanz spezifischer sozio-kultureller Gruppen in bestimmten Schulformen und Jugendtreffs äußert sich gerade auch in speziellen Verhaltensweisen, welche beispielsweise körperlichen Ausdrucksformen den Vorzug geben

vor verbalem Konfliktlösungsverhalten. Insofern wird die Thematik ethnischer Ausgrenzungen von Experten auch wesentlich mit anderen Themenkomplexen verknüpft, wie Spracherwerb, Bildungszugang und den Bezug zur eigenen ethnischen Gemeinschaft (beispielsweise durch Heirat oder freiwillige/unfreiwillige Segregation). Hierzu gehört ebenso die Abkehr gebildeter Gruppen, sowohl migrantischer als auch nicht-migrantischer Herkunft, gegenüber sozialen oder schulischen Einrichtungen, welche mit einer Dominanz von Migranten in Verbindung gebracht werden. Der Faktor Migrationshintergrund wird dabei auch von Migranten selbst vermehrt mit einer Verminderung von Zukunftschancen in Verbindung gebracht.

Geschlechterdifferenzen

Obwohl sich weibliche Jugendliche in mancher Hinsicht ihren männlichen Altersgenossen angenähert haben, sehen nicht wenige der befragten Experten die Mädchen in vielen Bereichen noch im Hintertreffen. Der familiäre Einfluss wird dabei insbesondere in Bezug auf Mädchen als Einschränkung der Handlungsfreiheit betrachtet. Dieses Phänomen wird beispielweise bei deutschen jugendlichen Mädchen ohne Migrationshintergrund festgestellt, insbesondere dort, wo Eltern ihre Töchter von „Ausländern“ fern halten wollen. In größerem Maße betroffen von Einschränkungen sind allerdings Mädchen mit Migrationshintergrund, wobei hier die Geschlechtertrennung in der Freizeitgestaltung (vgl. Baumgärtner 2009a, Keim 2007) ohnehin eine sehr zentrale Rolle spielt. Demnach ist die **Bewegungsfreiheit von Mädchen im öffentlichen Raum** wesentlich stärker begrenzt, sei es beim Sport oder beim Besuch von Jugendeinrichtungen, als der Aktionsradius von Jungen.¹⁶ Neben traditionellen Geschlechterrollenkonzepten kommt hier auch die Wahrnehmung einer Einrichtung seitens der Eltern zum Tragen, teilweise sicherlich gepaart mit einem Mangel an alternativen Angeboten für Jugendliche im Nahraum gerade bei sozial schwächer gestellten Familien.

Auf das Verhalten beziehungsweise die Anwesenheit von Mädchen in öffentlichen oder halböffentlichen Räumen wird nach Beobachtung der Experten aus der offenen Jugendarbeit bei einzelnen ethnischen Gruppen nicht nur durch eine gewisse **Sozialkontrolle**, sondern durch Eltern direkt Einfluss genommen. Auch die Brüder von Mädchen mit Migrationshintergrund beziehungsweise deren *peer-group* spielen eine Rolle für die Freiräume, die Mädchen gestattet oder eben nicht gestattet werden. Dies gilt, wie eine Expertin betont, nicht nur für Mädchen mit einer islamisch geprägten Familie, sondern auch für andere ethnische Gruppen, die milieuspezifisch ebenfalls mit konservativen Frauenbildern konfrontiert werden. Außerdem wird Mädchen nach Beobachtung der Expertin eine größere Verantwortung in der Familie zuteil. Inwiefern

¹⁶ Insofern scheinen Jungen auf den ersten Blick als ‚integrierter‘, allerdings verweisen zwei Experten aus unterschiedlichen Perspektiven darauf, dass soziale Kompetenzen der Jugendlichen und institutionelle Vorgaben in Vereinen insbesondere in Wettkampfsportarten auch eine Partizipation in Vereinen behindern kann.

dies auf einer Kombination aus traditionellen Frauenrollenbildern und mangelnden ökonomischen Ressourcen begründet sein kann, bedürfte weiterer empirischer Befunde. In einer Einrichtung mit mädchen-spezifischer Jugendarbeit wurde in Hinblick auf diese Verantwortung die Betreuung jüngerer Schwestern ins Angebot aufgenommen. Diese würden von ihren älteren Schwestern insbesondere deswegen betreut, weil keine anderen Betreuungsmöglichkeiten vorhanden seien.

Unabhängig von dieser räumlichen Trennung wird auch das soziale Verhalten von Mädchen anders beschrieben, als die Verhaltensweisen von Jungs. Mädchen wird von verschiedenen Gesprächspartnern eine höhere Tendenz zur Cliquenbildung unterstellt, welche sich gelegentlich, wie bereits beschrieben, in der Verwendung ausgrenzender, teilweise ethnisch konnotierter Codes äußert. Gleichzeitig wird insbesondere in Bezug auf junge Migrantinnen auch von wachsenden Prozessen der **Individualisierung** und der Differenzierung von Lebensstilen gesprochen. Hier wird während der Jugendphase ein Austesten der Identitäten beobachtet, beispielsweise in Bezug auf das Tragen eines Kopftuchs. Eine Expertin erklärt sehr anschaulich diese Vielfältigkeit: Einige junge Frauen würden einige Monate lang, vielleicht nach einem Urlaub, mit Kopftuch in den offenen Treff kommen, um es irgendwann ebenso unvermittelt wieder abzunehmen. Andere würden im Vorfeld der eigenen Heirat zum Kopftuch greifen, um möglicherweise bereits auf der Hochzeitsreise das Kopftuch mit dem Bikini zu tauschen. Allerdings verlaufen solche Individualisierungsprozesse nicht immer unproblematisch und können im Alltag nicht unbedingt ausgelebt werden, wie ein Experte am Beispiel eines Mädchens mit Migrationshintergrund mit einem, wie er sagt „deutschen Habitus“ erläutert. Beide Experten beschreiben soziale Netzwerke im Internet als Möglichkeit, mit Mädchen in Kontakt zu bleiben, die aus verschiedenen Gründen (beispielsweise familiäre oder schulische Pflichten, Einfluss von Familie oder *peer-group*) nicht mehr die Angebote der offenen Jugendarbeit wahrnehmen können.¹⁷

Eine solche Vielfalt der Identitätspolitiken wird offensichtlich bei Jungen in diesem Maße (noch) nicht beobachtet. Die Verhaltensweisen von Jungs scheinen durch eine große **Fragilität** gekennzeichnet, was aus geringem Anlass zu teilweise gewalttätigen Ausbrüchen führen kann. Dabei spielen insbesondere bei jugendlichen Migranten Konzepte der Ehre und der Männlichkeit eine zentrale Rolle. So kann eine Grenze sehr plötzlich überschritten sein, insbesondere wenn es um Beleidigungen gegen die eigenen Eltern respektive Mutter geht. In der Regel beginnt eine solche Auseinandersetzung nach Aussage eines Experten aus der offenen Jugendarbeit mit „Imponiergehabe“ wobei schon das bloße Anschauen einer Person als Provokation gedeutet werden kann. Im weiteren Verlauf spielt dann sowohl eine ethnische Solidarisierung als auch ein Konzept von „Familienehre“ bei diesen Auseinandersetzungen eine Rolle. Auch Mädchen wenden solche Verhaltensmuster gelegentlich an, wobei hierbei der Status der Brüder in Auseinandersetzungen unter Mädchen mit hinein schwingen kann.

¹⁷ Die Bedeutung sozialer Netzwerke als Kontaktmöglichkeit, wo *face-to-face*-Begegnungen nicht möglich sind, bedarf sicherlich noch einer genaueren Untersuchung.

Insbesondere bei Mädchen mit Migrationshintergrund wird von einer Expertin der **Weg aus traditionellen Rollenmustern** als gekennzeichnet durch Bildung beschrieben.¹⁸ Mädchen scheinen nach ihren Erfahrungen nicht die Konfrontation mit der Eltern- generation zu suchen, sondern eher eine Unabhängigkeit vom Elternhaus anzustreben. Dabei gehen junge Frauen auch über Umwege, in dem sie ein als rigide empfundenes Elternhaus beispielsweise durch eine Heirat verlassen, um nun eigene Entscheidungen für ihr Leben treffen zu können. Für Jungen mit Migrationshintergrund wird eine solche Strategie nicht beobachtet, ihr höherer Status in der eigenen ethnischen Gemeinschaft verursacht möglicherweise in geringerem Maße die Notwendigkeit, sich in der Mehr- heitskultur zurechtzufinden.

Anders sieht es selbstverständlich dann aus, wenn ein Lebensstil die Grenzen der Tradition sprengt und zudem in der Herkunftskultur nicht geduldet ist: Ein heikles Thema insbesondere für Jugendliche mit Migrationshintergrund ist beispielsweise **Homosex- ualität**. Gerade die sehr deutliche Ablehnung von Homosexualität durch jugendliche Migranten¹⁹ führt zu Konflikten zwischen zumeist männlichen Jugendlichen mit Mig- rationshintergrund und Homosexuellen. Eine Expertin aus dem schulischen Bereich beobachtet offen ablehnendes Verhalten männlicher jugendlicher Migranten gegenüber schwulen Klassenkameraden. Eine weitere Expertin, die mit homosexuellen Jugendlichen und Erwachsenen arbeitet, berichtet von zumeist verbalen Übergriffen durch Jugendliche, in einem Fall auch von einem tätlichen Angriff auf schwule Männer im Anschluss an Veranstaltungen, die speziell durch homosexuelle Besucher gekennzeichnet sind. Diese deutliche Ablehnung von Homosexualität führt dabei bei homosexuellen Jugendlichen mit Migrationshintergrund zu einem anderen Beratungsbedarf und anderen Strategien im Umgang mit Homosexualität. Für Mädchen und junge Frauen mit Migrationshintergrund scheint diese Thematik nicht mit denselben Vorurteilen behaftet zu sein. Obwohl ein solcher Lebensstil nicht mit dem Wunsch nach einer eigenen Familie und Kindern in Einklang gebracht werden kann, wird auf Seiten der Mädchen eine größere Toleranz festgestellt.

¹⁸ Empirisch kann eine Korrelation von hoher Bildung mit einer Ablehnung von konventionellen Geschlechterrollen und dem Streben nach Selbstverantwortung festgestellt werden (vgl. Boos- Nünning/Karakaşoğlu 2005: 210). Ob höhere Bildungsaspirationen allerdings tatsächlich eine Folge von Unabhängigkeitsbestrebungen sind, lässt sich aus diesen empirischen Daten nicht ersehen. Bei vielen migrantischen Mädchen sei aber der Wunsch nach einer Heirat und Familie größer, als bei deutschen Jugendlichen (vgl. ebenda: 120). Gleichzeitig stellen sie fest: „Ein erheblicher Teil der Mädchen entspricht dem Bild des modernen Mädchens und der modernen Frau, die einen Beruf und Familie haben will, die Vorstellung vertritt, selbst Geld zu verdienen und die Möglichkeit sieht, ein solches Frauenbild mit ihrer Religion zu vereinbaren“ (ebenda: 270).

¹⁹ Zur unterschiedlichen Wahrnehmung von Homosexualität durch einheimisch deutsche beziehungsweise migrantische Jugendliche vgl. auch Shell 2010: 159.

Der Stellvertreter-Effekt

Dieser Effekt stellt sich dort ein, wo Personen nicht mehr als Individuen, sondern als Vertreter einer Gemeinschaft gesehen werden. Dabei handelt es sich um eine ‚imaginierte Gemeinschaft‘ im Sinne Andersons (1983), also eine Gemeinschaft, deren Mitglieder sich nicht persönlich kennen, sondern welche beispielsweise durch nationale Rituale erst geschaffen wird. Auch Glaubensgemeinschaften kann man als vergleichbare imaginierte Gemeinschaften betrachten. Migranten, aber auch Minderheiten, wird so symbolisch die Zugehörigkeit zu imaginierten Gemeinschaften zugeschrieben, die außerhalb Deutschlands beziehungsweise außerhalb des dominanten europäischen Glaubenssystems verortet werden. In Interviews wurden drei unterschiedliche Formen der **symbolischen Ausgrenzung** aus der imaginierten deutschen (und gleichsam christlichen) sogenannten Mehrheitsgesellschaft erwähnt:

1. In Bezug auf nationale Zugehörigkeit, wobei in diesem Fall die Expertin selbst betroffen war von einer solchen symbolischen Ausgrenzung durch die Aussage einer Deutschen ihr gegenüber im Sinne von: „Das Wetter ist aber nicht gut bei euch in der Türkei.“
2. In Bezug auf religiöse Zugehörigkeit, im Sinne von: „Wie ist das bei euch Moslems?“
3. Das nationale und religiöse symbolische Ausgrenzungen im Alltag nicht unbedingt voneinander getrennt werden, zeigt die Ausgrenzung gegenüber Jugendlichen jüdischen Glaubens im Sinne von: „Die Politik bei euch da unten in Israel.“

Ähnliche Konstellationen sind natürlich auch gegenüber Mitgliedern weiterer ethnischer oder religiöser Gruppen denkbar. Mit diesen Konstruktionen wird die eindeutige Benennung des einzelnen ‚Fremden‘ als Türke, Jude oder Moslem im Grunde genommen umgangen, in dem ein symbolischer Bezug zu einer ‚fremden‘ Gemeinschaft hergestellt wird. Die Problematik der Stellvertreter-Zuschreibungen ist zum Einen darin zu sehen, dass den Betroffenen eine Beheimatung in Deutschland abgesprochen wird, während ihnen gleichzeitig die persönliche Verantwortung für eine Weltreligion respektive einen gesamten Nationalstaat inklusive Politik und klimatischen Verhältnissen symbolisch übertragen wird. Zum Anderen werden diese symbolischen Aussagen auch als Provokation verstanden, da sie implizit auf die Identitätspolitik des Gegenübers in Bezug auf Religion, Nation oder ethnischer Gruppe rekurrieren, also eine Stellungnahme für oder gegen die ‚fremde‘ Gemeinschaft erforderlich machen. Ein Experte betrachtet beispielsweise die Frage nach dem moslemischen Glauben als etwas sehr privates, worauf Jugendliche eher zurückhaltend reagierten.

Pluralisierung von Lebensstilen innerhalb migrantischer Gruppen

Die Pluralität migrantischer Lebensstile, die Vertovec (2007) als „**super-diversity**“ bezeichnet, ist durch sehr unterschiedliche Faktoren gekennzeichnet. Von Bedeutung sind hier unter anderem Herkunftsland, Migrationsnetzwerke, rechtlicher Aufenthaltsstatus, aber auch Bildung, Zugang zum Arbeitsmarkt, Wohnort und Erfahrungen mit Autoritäten und Anwohnern. Diese Pluralisierung wird auch von den befragten Experten festgestellt und beschrieben. Dabei gibt es einerseits die Feststellung, dass migrantische Gruppen „unter sich“ bleiben, auch was die Partnerwahl betrifft. Bestimmte migrantische Gruppen werden von einzelnen Experten sogar als integrationsunwillig beschrieben, wobei dabei insbesondere auf Religion, mangelnde Sprachkenntnisse und mangelnde Kenntnisse des Rechtssystems, beispielweise in Bezug auf Schulpflicht verwiesen wird. Gleichzeitig wird aber von vielen Experten angemerkt, dass sich ethnische Gruppen intern sozio-kulturell stratifizieren und damit auch Wahrnehmungsschemata verändern. Als Beispiel wird hier etwa eine Gruppe von Frauen genannt, die begonnen haben mit Kopftuch joggen zu gehen und damit sichtbar das öffentliche Bild über muslimische Migrantinnen verändern. Bestätigt wird diese Beobachtung auch durch die Feststellungen der Diversität von Migrantenumilieus (vgl. Beck/Perry 2007). In Jugendkulturen spielen Pluralisierungstendenzen ebenfalls eine große Rolle: „Gerade die Jugend-, Musik- und Clubkultur ist eine der Sphären, in denen die Herausbildung neuer Diversitäten (etwa entlang subkultureller Stile oder sexueller Orientierungen) besonders ausgeprägt ist und die zugleich eine potentiell größere Offenheit gegenüber ethnischen und sozialen Unterschieden bietet (so sind Clubs eine der wenigen unmittelbaren Kontaktzonen zwischen jungen Leuten höchst unterschiedlicher sozialer Schichten und Berufe)“ (vgl. Stadt Frankfurt am Main 2009: 65).²⁰

Insbesondere der Faktor Bildung ist bei diesen Pluralisierungstendenzen von Bedeutung, da gebildete Gruppen den angestammten Wohnorten und damit auch einer gewissen Sozialkontrolle den Rücken kehren und Bildungsaspekte auch bei der Partnerwahl eine Rolle spielen können. In diesem Zusammenhang ist wohl auch zu sehen, dass eine Expertin im Bereich der Erwachsenenbildung davon berichtet, wie sehr gerade Migrantinnen um eine bessere **Schulbildung** ihrer Kinder „kämpfen“. Dies ist besonders dann gegeben, wenn Eltern selbst einen höheren Bildungsabschluss besitzen, auch wenn im Ausland erworbene Bildungstitel in Deutschland teilweise nur wenig Anerkennung finden.²¹ Gleichzeitig wird ein Teil der Eltern in dieser Hinsicht auch als zurückhaltend beschrieben, was bei Migranten sicherlich unter Umständen mangelnden sprachlichen Kompetenzen und möglicherweise auch einer mangelnden eigenen Schulbildung geschuldet ist. Insofern bleibt es bei einigen Eltern eher bei einer „abstrakten Unter-

²⁰ In der Realität können allerdings durch Regelungen des Zugangs (beispielweise durch Türsteher oder Eintrittspreise) auch wiederum Ausgrenzungen statt finden.

²¹ Die hohe Bildungsaspiration migrantischer Eltern wird von Studien bestätigt (beispielsweise Boos-Nünning/Karakaşoğlu 2005, Dollmann 2010).

stützungsleistung“ (Hummrich 2009). Über das kulturelle Kapital von Schülern mit Migrationshintergrund und den „Wert von Bildung“ (Nohl et al. 2010: 12) wird also in der Praxis durchaus verhandelt. So zeigen sich laut einer Expertin aus dem schulischen Bereich nicht nur viele einheimische deutsche Eltern, sondern auch Eltern mit Migrationshintergrund besorgt um die schulischen Möglichkeiten ihrer Kinder, insbesondere in Schulen, die stark durch Migration geprägt sind. Dies kann im weiteren Verlauf zu einem Reputationsverlust einzelner Schulen führen.

Vorbilder

Die Bedeutung von positiven Vorbildern für Jugendliche wird von vielen Experten betont. Allerdings stellt sich die Frage, wo Jugendliche solche Vorbilder finden können. Die Shell Jugendstudie (2010: 46) stellt fest, dass sich „eine große Mehrzahl der Jugendlichen in ihrer Lebensführung an den eigenen Eltern orientiert.“ Gleichzeitig ist die positive Vorbildfunktion der Eltern bei sogenannten bildungsfernen Gruppen nur in geringem Maße gewährleistet. Die Familien der Jugendlichen stellen sich insbesondere bei jenen Experten, die direkt mit schulischer Bildung oder Freizeitgestaltung zu tun haben, als nicht ganz unproblematischer Faktor dar. So ist beispielsweise von „dysfunktionalen Familien“ die Rede. Dabei wird aber den Eltern nicht unbedingt ein aktives Verschulden angelastet. Vielmehr würde die Arbeitslosigkeit der Eltern beziehungsweise die Beschäftigung in stigmatisierten Berufen von Jugendlichen als negativ erfahren. Das äußert sich beispielsweise in der abfälligen Bemerkung über die Mutter als „Putze“. Insofern sind die **Eltern nicht unbedingt positive Vorbilder** für Jugendliche, insbesondere dann, wenn deren Lebensläufe durch einen geringen Zugang zu Bildung oder zu legitimem kulturellem Kapital in Form von in Deutschland akzeptierten Bildungstiteln gekennzeichnet sind.

In Hinblick auf **Geschlechterrollenvorbilder** spielen bei einigen migrantischen Milieus traditionelle Konzepte eine große Rolle. Hier werden Geschlechterrollen anders definiert als in der Mehrheitsgesellschaft. Insbesondere für türkische und arabische Frauen wird von einer Expertin in der Erwachsenenbildung die häufige kulturelle Reduktion der Frauenrolle auf familiäre Aufgaben und Routinen wie Haushalt und Kinderbetreuung beschrieben. Frauen sind insbesondere durch diese Reduktion auf häusliche Pflichten bei gleichzeitigen mangelnden Sprachkenntnissen in der deutschen Sprache auf Beziehungen und Netzwerke zur eigenen Familie beziehungsweise zur eigenen ethnischen Gemeinschaft angewiesen. Insofern befinden sie sich teilweise in einer isolierten Position und haben dem eigenen Empfinden nach in einigen gesellschaftlichen Bereichen mehr Schwierigkeiten, woraus sich auch eine gewisse Frustration ergibt. Insofern werden Integrationskurse gerade von Frauen, die über ihre Freizeit nicht ohne weiteres selbst verfügen können und denen sprachliche Kompetenzen im Deutschen fehlen, gegenüber der Expertin in diesem Bereich als durchaus positiv beschrieben und die verhältnismäßig kurze Dauer des Angebots ohne Anschlussprojekte bemängelt. Jugendliche mit

Migrationshintergrund lernen unter anderem innerhalb von Institutionen natürlich andere Geschlechterrollenvorbilder kennen, der Umgang mit diesen divergierenden Konzepten ist aber sicherlich nicht ganz einfach und bedarf in einigen Fällen besonderer Aufmerksamkeit.

Auch die **erzieherischen Stile** der Eltern selbst werden von einem Experten in der Verbandsarbeit als negativ beschrieben, beispielsweise in Bezug auf Konsumorientierungen und berufliche Belastungen. Auch extensiver Medien- und Computerspielgebrauch werden von einzelnen Experten als problematisch gewertet. Ein nicht zu unterschätzender Faktor sind Eltern auch als Vorbilder für das Konfliktlösungsverhalten von Jugendlichen. Problematisch sind dabei Erfahrungen mit elterlicher Gewalt. Bei einigen Migrantengruppen wird vom ständigen Vertreter des Polizeipräsidenten von einer „nicht eben gewaltfreien Erziehung“ gesprochen.²² Außerdem wird es von Seiten verschiedener Experten bedauert, dass soziales Engagement insgesamt zu wenig vorgelebt wird. Migrantische Eltern bilden hier allerdings eher eine positive Ausnahme, ihre sozialen Netzwerke seien dabei aber auf Vereine der eigenen ethnischen Gruppe begrenzt. Während beispielsweise eine rege Tätigkeit in Moschee-Vereinen auch seitens der Frauen beschrieben wird, wird allgemein die Teilhabe der Elterngeneration an zivilgesellschaftlichen Belangen als eher gering eingeschätzt. Insofern plädieren verschiedene Experten für mehr sichtbare Rollenvorbilder aus Minderheiten in Politik und Gesellschaft, aber auch für eine größere personelle Vielfalt in pädagogischen Bereichen, um den eher homogenen Rollenmodellen aus dem Umfeld insbesondere von Jugendlichen aus sozial-schwachen Familien, zu begegnen.

Latente Ideologien

Bei den latenten Ideologien handelt es sich um die, wie ein Experte es ausdrückt, der sich seit Jahren gegen Rechtsextremismus engagiert, **„ideologischen Konstrukte, die die Leute im Kopf haben.“** Also um grundsätzliche Werthaltungen, welche in einzelnen Fallbeispielen zum Ausdruck kommen, obwohl sie in der Regel nicht oder nur selten ausgelebt werden, sondern eher punktuell anzutreffen sind. Dennoch wird aus den Erfahrungen mit Rechtsradikalismus deutlich, dass sich solche Ideologien insbesondere in einem unsicheren sozialen Klima auch wieder ausbreiten können. Insofern gilt es für eine langfristige Entwicklung von Toleranz, gerade diese Phänomene nachhaltig durch eine Orientierung an einer Pädagogik der Vielfalt anzugehen.

Bei den bereits beschriebenen Assoziationen jüdischer Jugendlicher mit dem Staat

²² Vgl. Baier et al. 2009. Von Baier et al. wird der Migrationshintergrund aus bestimmten Ländern oder Regionen mit Gewalt in der Erziehung in einen Zusammenhang gebracht. Wobei alle erfassten Regionen, auch Nord-/Westeuropa ein höheres Risiko für elterliche Gewalt aufweisen, als Deutschland. Weitere Faktoren wie soziale Stellung im Herkunftsland, Bildung oder Familienstruktur werden dabei leider nicht einbezogen. Allerdings scheint die Abhängigkeit von staatlichen Leistungen mit der Anwendung elterlicher Gewalt in Verbindung zu stehen. Welche Unterstützungsformen hier unter den Begriff staatliche Leistungen gefasst werden, ist aber unklar. Ebenfalls lässt sich hieraus nicht erkennen, welche Gründe für den Erhalt staatlicher Leistungen vorliegen.

Israel kommt nach Einschätzung einer Expertin, die ehrenamtlich mit jüdischen Jugendlichen arbeitet, bei diesen eigentlich antizionistischen Äußerungen nur in seltenen Fällen auch tatsächlich eine antisemitische Grundhaltung zum Tragen. Andererseits sind solche antizionistischen Aussagen gesellschaftlich eher geduldet, da sie im Gegensatz zu antisemitischen Äußerungen als politische Argumente gelten. Insofern ist die mögliche Verbindung zwischen antizionistischen und antisemitischen Grundhaltungen bei Jugendlichen in Mannheim im Rahmen dieser Expertise nicht auszumachen. Der auch in den Medien durchaus präsente Antizionismus stellt allerdings auch in Hinblick auf antisemitische Tendenzen durchaus eine Gefahr dar, da hier bei der Begegnung mit jüdischen Jugendlichen im oben beschriebenen Stellvertreter-Effekt nicht zwischen Religion und Staat unterschieden wird. **Antizionismus und Antisemitismus** werden zudem von einer Expertin in einen Zusammenhang gebracht mit antiamerikanischen Tendenzen, die beispielsweise von türkischen Schülern mit Bezug auf den 11. September 2001 geäußert wurden. Diese folgen islamistischen Argumentationen insofern, als sie 9/11 nicht als terroristischen Akt seitens muslimischer Täter begreifen, sondern als Scheinangriff, der dazu diene, den Islam zu verunglimpfen. Hier spielt der Einfluss von Medien nach Einschätzung der Expertin eine größere Rolle, als Vorbilder aus dem Alltag der Jugendlichen. In diesem Zusammenhang zeigt sich allerdings, dass die öffentliche Rede über das ‚Fremde‘ sehr wohl von den Jugendlichen wahrgenommen und wiedergegeben wird.

Als ähnlich latente Phänomene sind auch anti-islamische Tendenzen zu verstehen. Diese wurden von Experten nicht notwendigerweise als Werthaltungen unter Jugendlichen beobachtet, sondern als **gesellschaftliche Phänomene**, die sich auf die jugendliche Lebenswelt negativ auswirken. Mit der Diskussion über islamisch geprägten Terrorismus auch in Hinblick auf die Kritik an Konzepten der multikulturalistischen Gesellschaft und der sich darin angeblich bildenden sogenannten Parallelgesellschaften werden auch Vorbehalte gegen Migranten islamischen Glaubens perpetuiert, die sich neben den Fragen nach der Religion letztlich in der Stigmatisierung islamisch geprägter ethnischer Gruppen äußern. Weniger öffentliche Aufmerksamkeit wird einem latenten Antiziganismus zuteil: Hierbei handelt es sich um ein gesamtgesellschaftliches Phänomen, das aber in erster Linie von Betroffenen wahrgenommen wird. Dies führt nach Ansicht des Vorsitzenden des Landesverbands deutscher Sinti und Roma Baden-Württemberg dazu, dass sich Sinti und Roma selten als Zugehörige dieser Minderheit *outen*. Rechtsradikalismus scheint kein alltägliches Problem in Mannheim zu sein, allerdings wurde gelegentlich das Verteilen von CD's mit rechtsradikalen Inhalten auf Schulhöfen beobachtet, woraufhin auch die Polizei eingeschaltet wurde. Eine Relevanz von rassistischen Grundhaltungen unter Jugendlichen oder gegenüber Jugendlichen wurde von keinem der befragten Experten benannt.

Strategien

Die von einzelnen Institutionen angewendeten Strategien lassen sich in kurzfristige und langfristige Strategien differenzieren. Kurzfristige Strategien kommen bei aktuell auftretenden Konflikten zum Tragen und zeichnen sich durch ein sehr unmittelbares pädagogisches Eingreifen aus. Die befragten Experten haben aber auch langfristige Strategien entwickelt, um Konflikte auf Grund religiöser oder kultureller Differenzen von vorn herein zu verhindern, Toleranz zu fördern und die soziale Teilhabe von Jugendlichen zu erhöhen.

Kurzfristige Strategien

Die Anwendung spezifischer **Strategien** ist vom Ausmaß der Konfliktsituationen wesentlich abhängig. Die verwendeten Strategien bei akuten Ausgrenzungsprozessen reichen daher von Diskussionen, direkter Konfrontation (beispielsweise bei der Verwendung von ethnisierenden Beschimpfungen oder sozialen Ausgrenzungen) über runde Tische oder Streitschlichtungen bis hin zum deeskalierenden Eingreifen und der Markierung des institutionellen Raums als „neutrale Zone“.

Im schulischen Bereich wird als Strategie im Umgang mit Schülern, die sich selbst abgrenzen beziehungsweise andere ausgrenzen nicht nur auf die Eltern gesetzt, sondern bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund auch auf **Autoritäten der eigenen ethnischen Gemeinschaft**. Die auch in der Literatur beschriebenen Konflikte mit schulischer Autorität bei einer gleichzeitigen Überhöhung von Respektpersonen aus der eigenen ethnischen Gemeinschaft (vgl. Weißköppel 2001) wird von Expertinnen aus diesem Bereich bestätigt. In den Beispielen handelt es sich zumeist um türkische Jugendliche, die sich beispielsweise nicht am Unterricht beteiligen oder störend auffallen. Gemeinsam mit dem Leiter des Instituts für deutsch-türkische Integrationsstudien in Mannheim konnten solche Probleme im Einzelnen einvernehmlich gelöst werden, wobei die Anwesenheit einer Autorität aus der eigenen ethnischen Gemeinschaft auch zu einer größeren Resonanz bei den Eltern führt.

Langfristige Strategien

Langfristige Strategien setzen auf die Bewusstmachung von Vielfalt und Differenz. Dies beginnt bei der personellen Zusammensetzung, wo eine große Bandbreite der ethnischen Herkunft ebenso wie unterschiedliche Lebensmodelle der Mitarbeiter als wünschenswert erachtet werden, um Jugendlichen als konkrete Rollenvorbilder dienen zu können. Eine entsprechende **kulturelle und soziale Heterogenität der Ansprechpartner** bietet damit auch die Möglichkeit, Jugendliche mit durchaus heterogenen Bedürfnissen an die Institution binden zu können, indem sie sich ihren Bereich und ‚ihren‘ Pädagogen aussuchen können.

Weitere langfristige Strategien bestehen darin, das Thema **Vielfalt im Alltag** zu integrieren. Bei sogenannten „Schulen ohne Rassismus, Schulen mit Courage“

verpflichtet sich die Einrichtung, langfristig Thematiken im Bereich der Toleranz gegenüber dem ‚Fremden‘ im Unterricht zu behandeln. Durch Projekte zum Thema Toleranz wird auch der Bezug zu eigenen Diskriminierungserfahrungen geschaffen und damit eine Sensibilisierung für entsprechende Themen erreicht. Auch interkulturelle beziehungsweise interreligiöse Veranstaltungen werden in den Schulen der befragten Expertinnen aus diesem Bereich durchgeführt. Weitere langfristige Strategien, die von einigen Institutionen vorgenommen werden, sind die Zusammenarbeit mit Mentoren, die beim Einstieg in den Arbeitsmarkt helfen, aber auch soziale Kompetenzen fördern. Auch Film- und Ausstellungsprojekte, die eine größere Reichweite haben und neben anderen Jugendlichen auch Mediatoren oder eine breite Öffentlichkeit auf Probleme aufmerksam machen können, werden in verschiedenen Institutionen erarbeitet.

Mitbestimmung

Das Angebot von **Partizipationsmöglichkeiten** variiert deutlich innerhalb der Tätigkeitsfelder der befragten Experten. Diese scheinen, ebenso wie auch deren Wahrnehmung, stark von der Altersstruktur der Jugendlichen abhängig zu sein. Auch der Grad der Institutionalisierung von Mitbestimmung in den befragten Bereichen ist durchaus unterschiedlich organisiert und reicht von SMV beziehungsweise anderen Formen der Partizipation über ehrenamtliches bis hin zum eher projektbezogenen Engagement. Ebenso differenziert fallen die Erfahrungen mit Mitbestimmung aus. Insbesondere in den sogenannten bildungsfernen Schichten scheinen konkrete Projekte eher zu Beteiligung zu führen, als dauerhaft installierte Formen der Mitbestimmung beispielsweise durch Jugendvertreter oder Schulsprecher. Insgesamt wird eher eine geringe Beteiligung von Jugendlichen aus bildungsfernen Milieus und bei Mädchen festgestellt. Teilweise müssen die Experten hart daran arbeiten, dass ihre Schützlinge ihre Partizipationsmöglichkeiten überhaupt wahrnehmen.

Jugendliche bringen dann ihre Gedanken ein, wenn das pädagogische Angebot nicht oder nicht ausreichend ihren Interessen entspricht: Dies ist insbesondere beim Thema Computernutzung der Fall, beispielsweise bei der Forderung nach Lan-Partys²³, aber auch bei sonstigen Freizeitangeboten beziehungsweise als konkrete Vorschläge im praktischen Unterricht, um zum Beispiel Geschenke oder Gegenstände für den eigenen Bedarf herstellen zu können. Mitbestimmung scheint aber gerade dann als lästige Pflicht empfunden zu werden, wenn sie mit der Übernahme konkreter Aufgaben verbunden ist. Gleichzeitig sind Jugendliche, wenn sie etwas ‚Sichtbares‘ schaffen können, von den Ergebnissen und dem Feedback, das sie erhalten, sehr begeistert. Die **Hemmschwelle zur eigenen Beteiligung** muss für solche Erfolge aber zunächst einmal überwunden werden. Dies ist schon deshalb sehr bedauerlich, weil Demokratie erst durch die Erfahrung von Teilhabe und Mitbestimmung erlernt werden kann.

²³ Grenzen sind bei diesen Wünschen natürlich insbesondere durch das Jugendschutzgesetz gegeben.

2. Handlungsfelder

Überblick

Auf Grund des qualitativen Zugangs und der vielfältigen befragten Institutionen können konkrete Handlungsempfehlungen für einzelne Bereiche der Jugendarbeit beziehungsweise der Jugendbildung im Rahmen dieser Expertise nur schwerlich extrahiert werden. Allerdings lassen die Interviews vor dem Hintergrund aktueller wissenschaftlicher Forschungen eine Reihe von Überlegungen in diesen Aufgabenbereichen zu. Diesen liegt die Annahme von Heitmeyer et al. (2002) zu Grunde, dass „**negative Anerkennungsbilanzen**“ in Bezug auf Teilhabe, politischer Partizipation und sozialer Netze sich negativ auf die Toleranz innerhalb von Gesellschaften auswirken.

Für Jugendliche ist sicherlich davon auszugehen, dass Schwierigkeiten in der Schule und beim Übergang in den Beruf, mangelnde Partizipationserfahrungen und geringe positive Erfahrungen der Einbindung in soziale Netze jenseits des eigenen Nahraums zu einem Verlust von Selbstbewusstsein, dem Rückzug in *peer-group*-spezifische jugendkulturelle Praxen und unter Umständen auch in die eigene ethnische Gruppe bedeuten kann. Um die Erfahrung negativer Anerkennungsbilanzen zu verhindern, ist ein **integrierter pädagogischer Ansatz** nötig, der nicht nur die Zielgruppe Jugendliche in den Blick nimmt, sondern auch die Dimension der Institutionen, die in engerem und weiterem Sinne mit Jugendlichen zu tun haben und die gesamtgesellschaftlichen Zusammenhänge, welche sich negativ auf die Lebenswelten Jugendlicher auswirken.

Zielgruppe: Mehrheitsgesellschaft

Mehrheitsgesellschaft in der Pflicht

Auf die Frage nach weiteren Zielgruppen pädagogischen Handelns, antwortet die überwiegende Mehrheit der befragten Experten mit „alle“, gemeint ist die sogenannte Mehrheitsgesellschaft. Hier zeigt sich wiederum, dass die Wahrnehmung eines Integrationsunwillens, wie in öffentlichen Debatten diskutiert, von den Experten zumeist in Frage gestellt wird. Vielmehr sehen sie **mangelnde Chancen auf dem Arbeitsmarkt** oder Diskriminierungen beim Zugang zu Bildung als Hauptproblem vieler Jugendlicher. Auch die mangelnde Bereitschaft zu sozialem Engagement im Jugendbereich, beispielsweise in Form von intergenerationeller, aber auch interethnischer Arbeit, durch Ehrenamtliche, Nachbarn, Vorgesetzte oder Arbeitgeber wird beklagt.

Segregationsprozesse, beispielsweise der Wegzug besser gestellter migrantischer oder nicht-migrantischer Bewohner aus Stadtteilen mit einem hohen Anteil migrantischer Gruppen, führen zu lokalen Verschärfungen sozialer Probleme. Diese wirken sich in der Konsequenz auch auf ortsansässige Schulen aus, da die Verringerung der Anzahl von Schülern ohne Migrationshintergrund und von leistungsstarken Schülern insgesamt auch die soziale und kulturelle Vielfalt an Schulen verringert. Dazu eine Expertin aus dem

schulischen Bereich: „Es ist für keine Schule und für keinen Stadtteil gut, dass die Migrantenzahl höher ist, als der Anteil deutscher Bürger.“ Dies nähme den Schülern auch die Chance, „voneinander zu lernen“. Hieraus ergeben sich wachsende Bedarfe an zusätzlichen Mitteln dieser Schulen und ergänzender außerschulischer Bildungsmaßnahmen.

Die Fortführung der von der Stadt Mannheim bereits begonnen Stadtentwicklungsmaßnahmen sind daher weiterhin langfristig von Bedeutung. Bis diese Maßnahmen allerdings lokal tatsächlich zu Veränderungen der sozialen und kulturellen Zusammensetzung von Nachbarschaften und damit auch von Schulen und Jugendtreffs in diesen Gebieten führen, werden noch einige Jahre ins Land gehen. Auch wenn in einzelnen Gebieten städtebaulich und diskursiv bereits deutliche Veränderungen eingetreten sind, machen diese sich im sozialen Gefüge der Stadtteile erst langsam bemerkbar. Insofern ist eine **nachhaltige Stadtentwicklung** von zentraler Bedeutung.

Zielgruppe: Institutionen

Ressourcen durch Vielfalt

Da gerade Ausgrenzungsprozesse aus dem gesellschaftlichen Leben als Ursache gruppenspezifischer Menschenfeindlichkeit betrachtet werden, muss in einer breiten Öffentlichkeit ein Bewusstsein um die vorhandenen Ressourcen einer heterogenen Gesellschaft entstehen. Um den Blick für Probleme gerade von Migranten und Minderheiten zu schärfen, fordern insbesondere Experten, die selbst einer in Deutschland lebenden Minderheit zugehörig sind, die **Schulung von Mediatoren** in unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen. Dazu ist allerdings im Vorfeld eine kritische Reflexion von gängigen Kulturkonzepten zu Gunsten eines erweiterten Begriffs von Diversität jenseits ethno-kultureller oder nationaler Definitionen vonnöten.

Außerdem müssten Migranten und Mitglieder von Minderheiten in Institutionen, öffentlichen Einrichtungen, im Sport und insbesondere auch in der Politik noch sichtbarer sein. Mit dem so in die Institutionen eingebrachten spezifischen *know-how* könnte bedarfsgerechter agiert werden. Zudem wären dadurch Kontakte und Vertrauensverhältnisse zu entsprechenden Gruppen leichter aufzubauen. Gleichzeitig würde auch eine gesellschaftliche **Wertschätzung des ethnischen kulturellen Kapitals** (vgl. Schmidtke 2010) dieser Gruppen demonstriert, was für die positive Selbstwahrnehmung von Minderheiten und Migranten eine bedeutende Rolle spielt. Dies hätte wiederum eine positive Vorbildfunktion für Jugendliche, die durch Elternhäuser mit geringer Bildung beziehungsweise geringen Chancen auf dem Arbeitsmarkt nur schwer erfüllt werden kann.

Angeichts der bereits erwähnten Studie zu Diskriminierungen in EU-Staaten (European Union Agency for Fundamental Rights 2009), die noch einmal die Problematik des Umgangs mit Diskriminierungserfahrungen durch Betroffene verdeutlicht, wäre es auch für Mannheim durchaus überlegenswert, das Vertrauen in „starke“ Institutionen (vgl. dazu Karstedt 2004) durch die Einführung eines **Antidiskriminierungsbüros**, wie es von einem Experten mit Migrationshintergrund vorgeschlagen wurde, zu fördern. Im

Aufgabenbereich einer solchen Einrichtung wäre beispielsweise eine Mediation bei Konflikten mit städtischen Einrichtungen oder aber eine erste Rechtsberatung denkbar. Der Schwerpunkt einer solchen Einrichtung könnte auch bei der Schulung von Mediatoren und der Entwicklung von Projekten liegen, was dem Thema Diskriminierung, wiederum jenseits von Ethno-Differenz-Konzepten, langfristig einen höheren Stellenwert einräumen könnte.

Weiterführung bestehender Konzepte

Sinnvolle Konzepte und Strategien sind durchaus vorhanden, die Experten sehen innerhalb ihres jeweiligen Tätigkeitsfeldes eigentlich nicht unbedingt einen zusätzlichen Bedarf an Maßnahmen. Vielmehr ist eine **längerfristige Planbarkeit** neben besserer personeller und finanzieller Ausstattung gewünscht. Ein Experte bedauert, dass durch die Projektgebundenheit vieler Mittel Konzepte trotz guter Erfolge nach wenigen Jahren sterben, weil sie nicht verlängert werden können. Auch in anderen Bereichen spielt dies eine Rolle, beispielsweise in der Integrationsarbeit mit Frauen aber auch bei den Projekten des Landesverbands deutscher Sinti und Roma Baden-Württemberg, die durch ihren Modellcharakter keine dauerhaften Anschlussmöglichkeiten bieten. Maßnahmen zur Begegnung und die Unterstützung Jugendlicher beim Übergang in den Beruf bedürfen allerdings einer dauerhaften Aufmerksamkeit.

Dazu müsste aber auch an den entsprechenden Stellen ein Bewusstsein darüber entstehen, dass strukturelle Benachteiligungen von Migranten und Minderheiten bestehen und durch räumliche, ethnische und soziale Segregationsprozesse Vielfalt vielerorts eben nicht existiert, sondern erst mühsam produziert werden muss. Insofern sollte seitens der Stadt eine eigenständige **Schwerpunktsetzung** in diesem Bereich erfolgen und unabhängig von Projektmitteln langfristige Ziele entwickelt werden, die sich an der Konzeption von Vielfalt und Toleranz im städtischen Raum *und* in der Jugendarbeit orientieren. Auch außerhalb der Jugendarbeit ist eine Sensibilisierung für Vielfalt und Toleranz in Bereichen städtischen Lebens, beispielsweise in Politik und Verwaltung notwendig.

Netzwerke

In einigen Bereichen haben Institutionen, insbesondere Schulen, bereits in der Praxis Netzwerke zu externen Institutionen aufgebaut und diese erfolgreich zur **Lösung von Konflikten und Problemen** oder zur kulturellen Bereicherung des Schulalltags genutzt. Doch auch hier wird in Einzelfällen festgestellt, dass diese Netzwerke durchaus noch ausbaufähig sind. So wird beispielsweise eine bessere Vernetzung mit Ämtern und Behörden gefordert, da bei einigen Jugendlichen mit Migrationshintergrund teilweise auch eine schnelle Klärung des rechtlichen Status beim Übergang von der Schule in den Beruf vonnöten ist.

Am Schnittpunkt Stadtraum und Jugend wären auch weitere Möglichkeiten der **Stadtteilvernetzung** denkbar, beispielsweise Kooperationen zwischen Schulen und

Jugendeinrichtungen aus Gebieten mit ‚besonderem Entwicklungsbedarf‘ und sozialen, schulischen oder gewerblichen Einrichtungen in Gebieten, die durch eine andere soziale und kulturelle Zusammensetzung gekennzeichnet sind. Eine langfristige Ausrichtung an diesem Themenfeld wäre ein positives Signal gerade an Jugendliche aus marginalisierten Gebieten, die beim Übergang in den Beruf große Unsicherheiten und Zukunftsängste erfahren.

Zivilgesellschaftliche Verbände und Vereine wünschen sich außerdem **Ansprechpartner**, um Zielgruppen mit Migrationshintergrund, beispielsweise im Sportverein oder in Bezug auf Beratungsangebote, besser einbeziehen zu können. Vermittler mit interkulturellen Kompetenzen, die über Anfangsschwierigkeiten beim Aufbau interkulturell angelegter Programme hinweg helfen, sind hoch erwünscht. Erschwerend wirkt sich bei der Suche nach Ansprechpartnern die starke Fragmentierung migrantischer Vereine nach nationaler Herkunft, der Zugehörigkeit zu nationalen Minderheiten und/oder Religionsgemeinschaften aus. Die Vernetzung von zivilgesellschaftlichen Einrichtungen und migrantischen Vereinen wird daher als nicht ganz einfach wahrgenommen.

Allerdings sollte, um die Pluralisierungstendenzen der migrantischen Bevölkerung nicht zu behindern, durchaus kritisch überprüft werden, welche Ansprechpartner Schulen, Vereinen und der Jugendarbeit zur Verfügung stehen und hier gegebenenfalls auch **Empfehlungen** geäußert werden. Ansprechpartner sollten bei der Lösung von Problemen und Konflikten unterstützend eingreifen können, ohne dabei weniger wünschenswerte Nebeneffekte einer Sozialkontrolle des Verhaltens Jugendlicher, beispielsweise in Bezug auf tradierte Geschlechterrollen, auszuüben.

Mentoren

Die bereits erwähnte Studie (Kaas/Manger 2010) zu Übergangschancen auf den Arbeitsmarkt bei türkischen Migranten zeigt neben Effekten der Diskriminierung außerdem auch Chancen auf. Denn hierbei wurde festgestellt, dass Bewerbungen insbesondere dann erfolgreich verlaufen, wenn Referenzen, beispielsweise von Arbeitgebern, beigefügt wurden. Die Ergebnisse dieser Studie, die Bewerbungen im Bereich der Wirtschaftswissenschaften untersucht, lässt sich sicherlich nicht ohne weiteres auf die Situation von Jugendlichen übertragen, die keinen oder einen niedrigen Bildungsabschluss besitzen. Dennoch lässt sich hier feststellen, wie viel Gewicht den **Stimmen Erwachsener** bei Bewerbungen Jugendlicher beigemessen wird.

Der Einsatz von Mentoren, wie er von Schulen und Jugendeinrichtungen teilweise bereits vorgenommen wird, um bei Bewerbungen zu unterstützen und Kontakte in die Arbeitswelt zu knüpfen, sollte daher unbedingt ausgedehnt werden. Das hierzu erforderliche **Engagement** von Bürgerinnen und Bürgern aus unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen, Migrantengruppen und Minderheiten kann allerdings nur mit großem zusätzlichem Aufwand von den Einrichtungen selbst eingeworben werden. Hierzu bräuchte es eine größere gesellschaftliche Aufmerksamkeit und eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit.

Zielgruppe Eltern

Vertrauen schaffen

Im Tätigkeitsfeld vieler Institutionen in der Jugendarbeit spielen auch Eltern eine gewisse Rolle. Vorbehalte, Unkenntnis oder mangelnde sprachliche Kompetenzen der Eltern können zum Hemmnis für den Bewegungsspielraum von Jugendlichen werden. In vielen befragten Institutionen gibt es bereits einen mehr oder weniger starken Kontakt zu Eltern. Dabei wird von verschiedenen Experten immer wieder festgestellt, dass in bestimmten Milieus die reine Information über Angebote von Eltern als nicht ausreichend empfunden wird. Einige Einrichtungen haben daher Strategien entwickelt, wie sie stärker auf diese zu gehen können. Dazu ist es teilweise notwendig, zunächst einmal überhaupt Vertrauen in die Institutionen zu schaffen. Dies erfolgt insbesondere über Kenntnis der Personen in der Jugendarbeit. Um Institutionen für diese Zielgruppe attraktiv zu machen, sind daher in Einrichtungen, die sich primär an Jugendliche richten, eine Öffnung und ein Umdenken hin zum persönlichen Kontakt und zur Ansprechbarkeit von Trainern, Beratern und Pädagogen notwendig. Gleichzeitig kann die Arbeit mit Eltern immer nur ein Nebenschauplatz der Jugendarbeit sein. Dennoch sind Fragen des Wohnens, der Familie, der Sprachkompetenzen oder des Aufenthalts bei Migranten eben auch mit Themen wie Schul- und Ausbildung, aber auch mit den Möglichkeiten der Freizeitgestaltung von Jugendlichen verbunden und Institutionen in der Jugendarbeit mit diesen Themen konfrontiert. Insofern wäre es langfristig auch notwendig, diesen Beratungsbedarf seitens der Eltern genauer zu eruieren und entsprechende Angebote zu ergänzen beziehungsweise sichtbarer zu machen.

Zielgruppe Jugend

Beteiligung

Je nach Struktur der Institutionen und persönlichem Engagement der Jugendlichen werden diverse Modelle der Beteiligung angeboten, wobei die Modalitäten der tatsächlichen Einflussmöglichkeiten entsprechend variieren. Letztlich zeigt sich, dass Jugendliche die ihnen gebotenen Möglichkeiten bislang nur unzureichend ausschöpfen. Der institutionelle Charakter vieler Beteiligungsmöglichkeiten scheint gerade auf Jugendliche aus bildungsfernen Schichten abschreckend zu wirken. Auch persönliche Erfahrungen ethnischer Diskriminierungen und der Mangel an politischen Vorbildern aus der eigenen Minderheit tragen nach Einschätzung verschiedener Experten zur Zurückhaltung bei. Inwiefern weitere Beteiligungsmodelle in Hinblick auf bildungsferne Jugendliche und jugendliche aus Minderheiten einen höheren Erfolg versprechen können, kann in dieser Expertise nicht hinlänglich beantwortet werden. Die Ausrichtung auf eine städtische Ebene, beispielsweise durch einen Jugendgemeinderat, vermag sicherlich bildungsnahe und mobile Jugendliche anzuziehen. Die Betonung der Stadtteilbezogenheit vieler jugendlicher scheint allerdings eher darauf hinzuweisen, dass auf dieser Ebene Partizipationsmöglichkeiten geschaffen werden sollten, die auch Jugendliche aus bildungsfernen Schichten einbinden würden. Auch scheint das Internet als Aushandlungsort dieser räum-

lichen Identifikation eine gewisse Rolle zu spielen. Konkrete, eventuell medial unterstützte und **projektgebundene Beteiligungsmöglichkeiten** bieten daher möglicherweise eine höhere Aussicht, auch von Jugendlichen aus bildungsfernen Milieus wahrgenommen zu werden.

Dabei ist es aber immanent wichtig, so eine Expertin aus dem Bereich der Verbandsarbeit, „dass Kinder und Jugendliche auch wirklich etwas in der Stadt bewegen können“ und Teilhabe nicht über ein „Alibi-Gremium“ organisiert ist. Die Belange Jugendlicher müssen folglich transparent in Entscheidungsprozesse eingebunden und vor allen Dingen zeitlich überschaubar gestaltet werden. Oftmals spielt lokale Politik allerdings im Bewusstsein von Jugendlichen eine geringe Rolle. Eine größere Transparenz lokaler politischer Aktionsräume und die Vermittlung von Politik jenseits von Angela Merkel und dem Bundestag wird von einer Expertin, die auch politisch engagiert ist, für zentral erachtet, um Jugendliche in politisches Handeln einzubinden. Auch positive und vielfältige **Vorbilder aus der Lokalpolitik** könnten bei Jugendlichen das Interesse zur Beteiligung verbessern. Insofern sind in diesem Bereich neben der Erstellung eines (dezentralen) Beteiligungskonzepts für Jugendliche in Mannheim auch Projekte, die den Kontakt zur Lokalpolitik fördern, denkbar.

Identitätskonzepte

Jugendliche in Mannheim sind als Zielgruppe ethnisch, jugendkulturell und sozial durchaus vielfältig. Daher benötigt eine durch Migration geprägte Stadt auch eine Vielfalt an Projekten und Angeboten, um einen sensiblen Umgang mit unterschiedlichen Dimensionen der Identität gewährleisten zu können. Zu diesen Dimensionen gehört neben einer **geschlechtsspezifischen Förderung** von Mädchen und Jungen in ihren Stärken und Schwächen auch die Orientierung an positiven Rollenvorbildern. Letztere müssen aber insbesondere in marginalisierten Nachbarschaften zunächst einmal sichtbar gemacht werden. Insbesondere vor dem Hintergrund nicht nur geschlechtsspezifisch differenter Raumeignungspraxen,²⁴ sondern auch einer bei einigen migrantischen Gruppen vorhandenen sozio-kulturell tradierten Geschlechtertrennung bei Jugendlichen, sind die Bedarfe solcher Angebote in einigen Einrichtungen sicherlich höher, als in anderen. Pädagogische Geschlechterrollenkonzepte müssen dabei allerdings gründlich reflektiert werden, um nicht durch die Schaffung geschlechtsspezifischer Angebote eine dauerhafte räumliche Trennung der Geschlechter zu oktroyieren, sondern auch Möglichkeiten der Begegnung und gemeinsamer Aktivitäten zu bieten.

Ein weiterer zentraler Aspekt von Identitätsarbeit ist aber auch der Umgang mit Diskriminierungen und Ausgrenzungen und das Verständnis der Dimensionen sozio-kultureller Identitäten. Dieser Begriff ist im Grunde genommen ungenügend, denn Identitätskonzepte der Gegenwart sollten die Entstehung von **multi-dimensionalen**

²⁴ Vgl. Arbeitsgemeinschaft Jugendarbeit 2009: 10. Hier wird festgestellt, dass Mädchen die Möglichkeiten eines offenen Treffs weniger nutzen als Jungen. Mädchen scheinen statt dessen eher konkrete Projekte und Angebote wahrzunehmen.

Identitäten durch Lebensstilisierungen vor dem Hintergrund von Prozessen wie Migration, Transnationalismus, Lokalisierung und Globalisierung mit einbeziehen. Wichtiger Bestandteil dieser Identitätskonzepte ist das Verständnis von Identitäten auch als eingebunden in Beziehungssysteme und Wahrnehmungskategorien, die dringend neu verhandelt und überdacht werden müssen. Was das ‚Eigene‘ und was das ‚Fremde‘ überhaupt ist und inwieweit dies an nationale Kulturen gebunden ist, kann innerhalb der pädagogischen Arbeit mit Jugendlichen zum Gegenstand von Projekten gemacht werden. Hierzu gehören beispielsweise die Geschichte von sexuellen, nationalen oder religiösen Minderheiten, von Zuwanderern und marginalisierten Gruppen aber auch die deutsche Vergangenheit und die daraus resultierenden Beziehungsgeflechte in der Gegenwart. Die Bedeutung des ‚Fremden‘ beispielsweise anhand von Zeitzeugen in der ‚eigenen‘ Geschichte zu erkennen ist dabei genauso wichtig, wie ‚fremde‘ Gegenwart kennen zu lernen.

Interreligiöse Angebote für Jugendliche

Interreligiöse Angebote sind ein Teil multi-dimensionaler Identitäten, allerdings bedürfen Konzepte des interreligiösen Dialogs einer kritischen Reflexion, inwieweit in einem religiösen Rahmen Möglichkeiten für kritische Nachfragen und Diskussionen überhaupt gegeben sind. Interreligiöse Angebote werden in erster Linie von den befragten Expertinnen im schulischen Bereich beschrieben. Hier hat Religion in Deutschland bereits traditionell einen Platz, wobei die **religiöse Vielfalt** der Schüler inzwischen durch das gemeinsame Feiern religiöser Feste aus unterschiedlichen Kulturen oder durch interreligiösen Gottesdienst zum Ausdruck gebracht wird. In Mannheim gibt es außerdem eine Vielzahl unterschiedlicher Glaubenshäuser, die oftmals eine eigenständige Jugendarbeit leisten. Diese sind häufig über den Stadtjugendring in zivilgesellschaftliche Strukturen eingebunden. Die Einbindung auf der Ebene des Vorstands wird aber bislang wenig für einen interreligiösen Austausch in der Jugendarbeit genutzt. Eine Expertin aus der religiösen Jugendarbeit schlägt daher vor, das Konzept der „Meile der Religionen“ auch speziell für Jugendliche zugänglich zu machen. So wäre es denkbar, im Vorfeld der Veranstaltung für Jugendliche interreligiöse Gesprächskreise und Besuche ‚fremder‘ Glaubenshäuser anzubieten, um gerade die latenten Ideologien des Antisemitismus aber auch des Antiislamismus angehen zu können. Der respektvolle Umgang mit ‚fremden‘ Glaubenspraktiken erfordert sicherlich eine gewisse Kenntnis, die im Rahmen solcher Projekte vertieft werden kann. Allerdings wäre eine zusätzliche Einbindung einer ergänzenden säkularen Sichtweise sicherlich in Hinblick auf den Erkenntnisgewinn durchaus überlegenswert.

Sichtbarkeit

Sichtbare Erfolgserlebnisse werden von verschiedenen Experten als zentrale positive Erfahrung der Jugendlichen beschrieben. Die positive Resonanz eines größeren Publikums auf in mühevoller Arbeit hergestellte Produkte wird von Jugendlichen als wichtige

Motivation gesehen. Die Experten selbst erachten hingegen auch den gemeinsamen, gruppenorientierten Schaffensprozess und die dadurch erworbenen sozialen Kompetenzen als wertvoll, auch in Hinblick auf Schlüsselqualifikationen für den Arbeitsmarkt. Die Sichtbarkeit von Jugend im öffentlichen Raum, beispielsweise durch Theater- oder Ausstellungsprojekte, gemeinsam gedrehte Filme oder den Verkauf eigens hergestellter Produkte schafft allerdings auch eine Öffentlichkeit, die die positive Wahrnehmung von Jugend, Fremdheit und Vielfalt zu erhöhen vermag. Dabei ist gerade die Anerkennung und positive Resonanz auf diese Projekte durch Zuschauer, Zeitungsartikel oder Internetauftritte ein wichtiger Schritt zu einer positiven Selbstwahrnehmung als wertvoller Teil der Erwachsenengesellschaft.

Ausblick

Fazit

Unter Jugendlichen in Mannheim gibt es große kulturelle und soziale Unterschiede. Diese Diversität führt zu Pluralisierungen von jugendlichen Lebenswelten und Lebensstilen. Diese Vielfalt ist für die Stadt eine große Chance, sofern es gelingt, **die interkulturellen Ressourcen und Kompetenzen** vieler Jugendlicher insbesondere für ihre berufliche Integration aber auch in Hinblick auf politische und soziale Partizipation besser nutzbar zu machen. Die räumliche Manifestation ethnischer und sozialer Grenzen und die damit einhergehende Abwertung von Stadtgebieten haben einen starken Einfluss auf jugendliche Erfahrungsräume und können damit auch die Selbstwahrnehmung und die Einschätzung der eigenen Chancen negativ beeinflussen. Obwohl Jugendliche in eher marginalisierten Gebieten Strategien der positiven Identifikation mit ihrem jeweiligen Stadtteil entwickeln, so sind diese doch eingebunden in spezifische gesellschaftliche Rahmenbedingungen. Die bisherigen Bemühungen zur Aufwertung von Stadtgebieten haben sich in den jugendlichen Lebenswelten bislang noch nicht in dem Maße niedergeschlagen, dass eine strukturelle Veränderung in entsprechenden Institutionen, die von Jugendlichen genutzt werden, spürbar wäre. Insofern besteht hier sicherlich weiterhin Handlungsbedarf.

Die befragten Institutionen in Mannheim sind, was die Vielfalt von Projekten und den Umgang mit entsprechenden Zielgruppen angeht, gut aufgestellt. An Ideen und Konzepten mangelt es nicht. Vielmehr fehlt es oftmals an gezielten und entsprechend geförderten Schwerpunkten, um den **nachhaltigen Effekt**, der bei den Themen Vielfalt, Toleranz und Demokratie bei Jugendlichen wesentlich ist, zu gewährleisten. Insofern sollten projektgebundene Fördermittel insbesondere dort eingesetzt werden, wo sie eine langfristige positive Entwicklung anstoßen können. Beispielsweise bei der Vernetzung entsprechender Institutionen zur besseren Erreichung spezifischer Zielgruppen oder der Initiierung von Projekten mit einer nachhaltigen Wirkung auf Jugendliche, Erwachsene oder Mediatoren, beispielsweise durch die Schaffung von Medienprojekten beziehungsweise Ausstellungen zum Thema. Insbesondere Projekte, die auf die Verbesserung der Situation von Jugendlichen in marginalisierten Lebenswelten abzielen, sollten allerdings langfristig in dauerhafte Maßnahmen überführt werden.

Durch eine ausschließliche Befragung von Experten können alltägliche Aus-handlungsprozesse vor dem Hinblick ethnischer oder sozialer Identitätspolitik unter Jugendlichen und damit verbundenen Performanzen und Alltagspraxen nicht hinreichend erfasst werden. Insofern lässt diese Expertise in Hinblick auf die soziale Arbeit zwar thematische Schlussfolgerungen zu, eine umfängliche Darstellung des Stellenwerts von Vielfalt, Toleranz und Demokratie unter Jugendlichen auch außerhalb ihrer institutionellen Einbindung vermag sie allerdings nicht zu geben. Dazu wären **weitere Forschungen**, möglicherweise unter Einbindung ethnografischer Forschungsmethoden, angezeigt.

Literatur

- Anderson, B.** 1983. *Imagined Communities*. London & New York: Verso.
- Arbeitsgemeinschaft Jugendarbeit** 2009. *Jugendarbeit in Mannheim. Jahresbericht 2007/2008*. Mannheim.
- Baier, D. et al.** 2009. *Jugendliche in Deutschland als Opfer und Täter von Gewalt. Erster Forschungsbericht zum gemeinsamen Forschungsprojekt des Bundesministeriums des Innern und des KFN*. Hannover: KFN.
- Baumgärtner, E.** 2009a. *Lokalität und kulturelle Heterogenität: Selbstverortung und Identität in der multi-ethnischen Stadt*. Bielefeld: Transcript.
- Baumgärtner, E.** 2009b. Vom sozialen zum kulturellen Brennpunkt: der Nutzen glokaler hybrider Jugendkultur für das Image eines marginalisierten Stadtraums. In E. Tschernokoshewa/U. Mischek (Hrsg.), *Beziehungsgeflecht Minderheit. Zum Paradigmenwechsel in der Kulturforschung/Ethnologie Europas*. Münster: Waxmann, S. 39-62.
- Beck, S./Perry, T.** 2007. Migrant-Milieus. Erste Erkenntnisse über Lebenswelten und wohnungsmarktspezifische Präferenzen von Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland. Zeitschrift des VHW, Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung e.V. 4, S. 187-195.
- Boos-Nünning, U./Karakoşoğlu, Y.** 2005. *Viele Welten leben. Zur Lebenssituation von Mädchen und jungen Frauen mit Migrationshintergrund*. Münster: Waxmann.
- Bublitz, H.** 2003. Diskurs und Habitus. Zentrale Kategorien der Herstellung gesellschaftlicher Normalität. In J. Link/T. Loer/H. Neuendorff (Hrsg.), *„Normalität“ im Diskursnetz soziologischer Begriffe*. Heidelberg: Synchron Verlag, S. 151-162.
- Dangschat, J.** 2000: Segregation. In H. Häußermann (Hrsg.), *Großstadt*. Opladen: Leske + Budrich, S. 209-221.
- Dollmann, J.** 2010. *Türkischstämmige Kinder am ersten Bildungsübergang. Primäre und sekundäre Herkunftseffekte*. Wiesbaden: VS Verlag.
- European Union Agency for Fundamental Rights** 2009. *EU-MIDIS at a glance. Introduction to the FRA's EU-wide discrimination survey*. http://fra.europa.eu/fraWebsite/attachments/EU-MIDIS_GLANCE_EN.pdf (letzter Aufruf 27.01.2011).
- Friedrichs, J.** 2000. Ethnische Segregation im Kontext allgemeiner Segregationsprozesse in der Stadt. In A. Harth/G. Scheller/W. Tessin (Hrsg.), *Stadt und soziale Ungleichheit*. Opladen: Leske + Budrich, S. 174-196.
- Haraway, D.** 1995. *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*. Frankfurt/Main: Campus.
- Heitmeyer, W. et al.** 2002-2010. *Deutsche Zustände*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Heitmeyer, W. et al.** 2002. Soziale Desintegration. Die riskanten Folgen negativer Anerkennungsbilanzen. In W. Heitmeyer et al. (Hrsg.), *Deutsche Zustände*. Frankfurt/Main: Suhrkamp, S. 37-58.

- Hummrich, M.** 2009 (2002). *Bildungserfolg und Migration: Biografien junger Frauen in der Einwanderungsgesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kaas, L./Manger, C.** 2010. Ethnic Discrimination in Germany's Labour Market: A Field Experiment. <http://ftp.iza.org/dp4741.pdf> (letzter Aufruf 27.01.2011).
- Karstedt, S.** 2004. Linking Capital. Institutionelle Dimensionen sozialen Kapitals. In F. Kessl/H.-U. Otto (Hrsg.), *Soziale Arbeit und soziales Kapital: Zur Kritik lokaler Gemeinschaftlichkeit*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 45-62.
- Keim, I.** 2007. *Die „türkischen Powergirls“. Lebenswelt und kommunikativer Stil einer Migrantinnengruppe in Mannheim*. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- Lindner, R.** 2003. Der Habitus der Stadt – ein kulturgeographischer Versuch. *Petermanns Geographische Mitteilungen* 147 (2): 46-53.
- Nohl, A.-M. et al.** 2010. Zur Einführung: Migration, kulturelles Kapital und Statuspassagen in den Arbeitsmarkt. In A.-M. Nohl et al. (Hrsg.), *Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 9-35.
- Schmidtke, O.** 2010. Ethnisches kulturelles Kapital in der Arbeitsmarktintegration: Zwischen ethnischer Nischenökonomie und Übergang in den allgemeinen Arbeitsmarkt. In A.-M. Nohl et al. (Hrsg.), *Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 247-259.
- Shell Deutschland Holding (Hrsg.)** 2010. 16. *Shell Jugendstudie: Jugend 2010*. Frankfurt/Main: Fischer Verlag.
- Magistrat der Stadt Frankfurt am Main** 2009. Entwurf eines Integrations- und Diversitätskonzepts für die Stadt Frankfurt am Main. Ein Arbeitspapier des Dezernats für Integration. http://www.vielfalt-bewegt-frankfurt.de/sites/all/media/Integrationskonzept_PDF_Fassung.pdf (letzter Aufruf 31.01.2011).
- Tertilt, H.** 1996. *Turkish Power Boys: Ethnographie einer Jugendbande*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Vertovec, S.** 2007. Super-Diversity and its Implications, *Ethnic and Racial Studies* 29(6): 1024-1054.
- Vertovec, S./Wessendorf, S.** 2009. Assessing the Backlash Against Multiculturalism in Europe. Göttingen: MMG Working Paper 09-04.
- Wehrheim, J.** 2009. *Der Fremde und die Ordnung der Räume*. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Weißköppel, C.** 2001. *Ausländer und Kartoffeldeutsche: Identitätsperformanz im Alltag einer ethnisch gemischten Realschulklasse*. Weinheim & München: Juventa.
- Weißköppel, C.** 2007. Die 2. Generation, Aufwachsen mit Alters- und Kulturdifferenzen im Einwanderungsland. *Zeitschrift für Ethnologie* 2007(2): 181-208.
- Wroblenski, A./Leitner, A.** 2009 (2002). Zwischen Wissenschaftlichkeitsstandards und Effizienzansprüchen: ExpertInneninterviews in der Praxis der Maßnahmeneva-

luation. In A. Bogner/B. Littig/W. Menz (Hrsg.), *Experteninterviews: Theorien, Methoden, Anwendungsfelder*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 259-276.